

Universitätsbibliothek Wuppertal

Römische Briefe

Schlözer, Kurd von

Stuttgart, 1913

1865

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.
Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

urn:nbn:de:hbz:468-1-5232

1865

Rom, 1. Januar 1865.

Arnims sind jetzt zur Hälfte eingerichtet; 134 große Kisten haben den Weg von München hierher gefunden, und die gute Baronin ist nach Kräften bemüht, die alten Räume wohnlich zu machen. Sie ist höchst liebenswürdig, gutmütig, anspruchslos, er bei näherer Bekanntschaft auch sehr angenehm und amüsant. Bis jetzt geht alles (unberufen!) sehr gut; beide gefallen hier allgemein und werden gewiß ein anziehendes Haus bilden; der Koch liefert recht gediegene Arbeit, und bei Tisch sowie zum Frühstück geht es bis jetzt ganz fidel her.

Am 24. ging ich mit Arnims und ihren Kindern um 6 Uhr abends in den Deutschen Künstlerverein, wo ein riesiger Lorbeer, als Weihnachtsbaum ausgeschmückt, die hiesige deutsche Kolonie um sich vereinigte. Später war bei uns Bescherung. Abends 11 Uhr gingen wir in die alte Kirche „Ara Coeli“, wo der „Bambino“, das Christkind, aus seinem heiligen Versteck hervorgeholt und in einer Seitenkapelle eine Krippe aufgestellt war.

Pio IX. hat der katholischen Welt eine Weihnachtsbescherung bereitet durch die Veröffentlichung einer Enzyklika, in welcher er gegen alle demokratischen Irrlehren, achtzig an der Zahl, donnernd auftritt. Nummer 80, die letzte, lautet: „Der Papst kann und muß sich dem Fortschritt, den liberalen Ideen und der Zivilisation anschließen.“ Dieser Satz wird von Seiner Heiligkeit als ein gefährlicher und verabscheugswürdiger bezeichnet. In ähnlichem Sinn ist das ganze Werk abgefaßt, das auch als eine indirekte Antwort auf die Septemberkonvention dasteht. Als falsch und verwerflich wird auch der Satz gebrandmarkt, daß „das Prinzip der Nichtintervention zur Geltung

zu bringen" sei. Im Gegenteil, Pio IX. wünscht, alle Mächte möchten in Italien intervenieren, um das Patrimonium Petri zu stützen; aber die Leute wollen sich doch nicht auf einen solchen Kreuzzug gegen Viktor Emanuel einlassen.

Am 25. war große Messe in St. Peter, wo der Papst selbst pontifizierte. Unter den kirchlichen Insignien, die im Festzuge an den Hochaltar gebracht wurden, befand sich auch nach altem Brauch ein Barett und ein Schwert, welches Petri Nachfolger demjenigen Fürsten sendet, der sich um die Verteidigung der Kirche verdient gemacht. Tempi passati! Pio IX. hat vor wenigen Tagen bei der Segnung seiner Truppen nicht unterlassen, zu verkünden, daß kein Souverän würdig befunden sei, mit diesem Schwert und Barett geehrt zu werden.

Abgesehen hiervon, war die Feier würdig und prächtig. Die Posaunen, die hoch oben vom Chor erschallen — in dem Moment, wo der Papst einzieht, machen einen gewaltigen Eindruck. Und wenn das Oberhaupt der römischen Kirche während der Messe die Hostie nimmt und nun die Wandlung vor sich geht, so setzen die Posaunen abermals ein; man merkt dann der gläubigen Menge wohl an, daß sie von der Weihe der Handlung tief durchdrungen ist. Nachher ist diese würdige Stimmung bei den meisten bald wieder verflogen. —

Meyendorff, von dessen Reise nach Florenz die Presse alles mögliche gefabt, hat diesen Ausflug nur unternommen, um den russischen Thronfolger zu besuchen. Letzterer ist aber seit fünf Wochen so schwach (Rheumatismus im Rücken), daß er fast keinen Menschen sehen und selbst Meyendorff nur ein einziges Mal hat empfangen können. —

In der Kirche „Ara Coeli“ — wenige Schritte vom Caffarelli — werden während der ganzen Festzeit „Kinderpredigten“ gehalten. Knaben und Mädchen betreten eine Kanzel und halten Reden mit einem Pathos, einer Gestikulation, die sehr scherhaft ist, von den Römern aber ganz ernsthaft genommen wird. Die Mädchen sind beredter als die Knaben. Mit dem

höchsten Ernst erfahrener Kanzelredner führen sie dem Publikum die Sünden der Welt vor Augen und fordern zur Besserung auf. Von diesen oratorischen Talenten macht man sich keinen Begriff. Nur wenige Römer fühlen den burlesken Beigeschmack dieser Redeübungen. — Am 4. war ein kleines reizendes Diner bei Russell, wo ich seinen Bruder Arthur Russell traf, eines der wenigen Parlamentsmitglieder, die für Deutschland in der holsteinischen Frage Lanzen gebrochen. Außerdem war dort ein anderer Parlamentsmann, Sir John Acton, Hauptführer der englischen Katholiken, der aber im Vatikan für einen Rezess gilt, weil er dem Ultramontanismus Opposition macht. Es ist derselbe, der vor zwei Jahren die Matinées Royales wieder aufwärmte, um Friedrich dem Großen eins anzuhängen, was mich damals zu einer Arbeit für die Kronprinzess veranlaßte.

Rom, 22. Januar 1865.

Es ist hier wirklich ein paradiesisches Leben. Ich segne die Stunde, die mich in diese Stadt geführt hat! Und Du wirst Dich entsinnen, guter Bruder, wie unerträglich mir vor einem Jahr der Gedanke war, Berlin verlassen und nach Rom gehen zu müssen.

Es war ein kalter Wintermorgen, Sonntag, den 31. Januar 1864, als ich früh von unserer guten Mutter Abschied genommen hatte, um nach Berlin zurückzudampfen. Der Mond stand so bleich zwischen den beiden hohen Marientürmen; Heinrich trug mir den kleinen Fußsack, den mir die mütterliche Fürsorge mitgegeben; die Zukunft lag kalt und dunkel vor mir.

Und wie golden und glückselig hat sie sich gestaltet! Mit Ende April, wo ich mich römisch eingelebt hatte, fing die schöne Zeit an. Der wunderbare Mai, der sonnige Juni und Juli mit den reizenden Sonnabendfahrten nach Ariccia zu Russell und Cavriani, zur Fürstin Campagnano, die täglich neu anregende geschäftliche Tätigkeit, die unvergeßliche Elbfahrt,

meine interessante Geschäftsträgerschaft, das Leben auf Caffarelli, einem der herrlichsten Punkte der Welt, unsere Fahrt nach Monte Cassino, die spannenden Seiten der Septemberkonvention — es war zu schön, und die Preußen hatten ganz recht, als sie, damals in Lübeck, auf dem Marsch nach Dänemark, durch die Straßen zogen unter den Klängen: „Freut euch des Lebens!“

Auch in Petersburg war es amüsan, und die Stunden, von denen Dir Stiegliz schreibt, sind auch mir als sehr gemütliche in der Erinnerung. Aber — Du entsinnst Dich, was Sir John Crampton sagte — man fühlte sich in Petersburg wie auf einem Schiff, ging immer im Kreise herum, traf stets dieselben sympathischen, meist sogar geistvollen Leute, wurde mit ihnen sehr intim, fand sich überall herzlich und gastfrei aufgenommen, sah wundervolle Balletts, hatte exquisite Diners, nur man konnte sich eben nicht rühren. Und dazu die biedern 18—20 Grad Kälte, der lange Winter, das niemals kommen wollende Frühjahr, der regnerische Sommer — während man hier im Januar im warmen Sonnenschein, unter grünen Bäumen spaziert. An Fremden ist hier kein Mangel; und doch begreife ich nicht, daß es nicht Hunderttausende mehr sind, um alle die Herrlichkeiten der Stadt zu sehen, nachmittags auf den Pincio zu steigen — schon des Himmels wegen, an dem, jeden Tag in neuer Farbenpracht, die Sonne sich stolz hinter der Peterskuppel zur Ruhe begibt.

Auf dem Künstlerball war neulich auch ein Baron Fritsch, früherer sächsischer Bundestagsgesandter, mit seiner Tochter, die in Altenburg erzogen und sich nach Deiner guten Olga erkundigte, für die das ganze Stift stets geschwärmt habe.

Soeben schlägt es vom Capitolsturm Mitternacht. Ich will daher schließen und Euch eine gute Nacht wünschen.

Arnims Einrichtung ist so weit, daß morgen das erste Diner stattfindet, um 7 Uhr. Hauptgast ist Prinz Hohenlohe-Schillingsfürst, Großalmosenier Seiner Heiligkeit, den einige Zeitungen

zum Erzbischof von Köln machen, dann sein Neffe Nikolaus Hohenlohe-Waldenburg (prince héréditaire), Duca di Gallo, ein liebenswürdiger Neapolitaner; Duca di Maddaloni Caraffa, gleichfalls Neapolitaner, Schriftsteller, Dantist, ein göttlicher Kerl; Graf Gozze (Sekretär des Malteserkapitels, den Pio IX. durchaus zum Großmeister an Stelle des im Oktober verstorbenen Grafen Colloredo ernennen möchte; aber Gozze will nicht), schließlich der Commendatore Visconti, der sehr witzig ist.

Aldieu, guter Bruder!

Einen amüsanten Brief Raczyńskis lege ich bei.

Anlage.

Berlin, den 15. Januar 1865.

Halb eins nach Mitternacht.

Mein teurer Freund, ich kann nicht schlafen, und das kommt mir zu statten, weil ich Eile habe, Ihnen für Ihren lieben Brief vom 4. herzlich zu danken. Lange ist es nicht, daß ich ihn besitze. Vor vier Stunden hatte er seine Quarantäne im Ministerium noch nicht verlassen.

Sie hätten sich über den Heiligen Vater mißbilligender ausdrücken können, ohne mich zu verlezen. Ich stelle jedoch nicht in Abrede das Gute, was Sie in ihm entdecken, aber im Tadel gehe ich weiter als Sie — ich finde, daß er viel beigetragen hat zum Fördern und Kräftigen der Revolution, mit seiner Sensiblerie, Phantasterei, Exaltation. Und doch ist im Grunde das Papsttum konservativer als die Konsistorialräte. Ich lobe mir die Institution, trotz der Ausnahmen. Ich legte früher in den Tronc der St. Hedwigskirche jeden Sonntag mehr oder weniger, nachdem ich besser oder schlechter gelaunt war; dann setzte ich ihn auf 5 Sgr. herab. Seit mehreren Wochen bekommen aber die Kranken seinen Anteil. Ich bin montiert. Seine Enzyklika hat mir nicht gefallen — das viele Kanonisieren auch nicht. Aber das Stärkste bleibt doch sein Fortschritt von 1847 und seine Teilnahme an der polnischen Insurrektion.

Es zweifelt hier niemand, daß die diesjährige Kammer der vorjährigen so ähnlich sein wird wie ein Ei dem andern. Mir ist es recht: aber lieber wäre es mir, wenn man die jetzige Situation für geeignet hielte, die Reform (meinetwegen) mit schönen Reden anzufangen, aber mit Taten durchzusehen, denn so wie es jetzt steht, kann es nicht bleiben, und es wäre für Preußen nicht gesund, wenn das Regiment den Acht- und vierzigern anvertraut werden sollte.

Es ist wahrscheinlich, daß Wagner als Gesandter nach Griechenland geschickt wird. Ich wäre damit zufrieden, wenn das nur eine Etappe wäre, um nach Konstantinopel zu gelangen.

Von Offuna bekomme ich immer noch Briefe. Er bleibt sich gleich, seine Briefe auch: quatre pages et pas une idée!

Ich habe seit 14 Tagen einen kleinen Koch, der delicios ist: 19 Jahre alt, une figure de Chérubin, alles, was er macht, soigné, propre, appetitlich, bonne école française, doux comme un agneau, die Rechnungen nicht unverschämt. Heute werden bei mir dinieren B. Radziwill, mein Freund Brestrup der Däne, sein Sohn, Alulke und Kleist.

Ihren Platz nimmt Wagner immer in Anspruch. Von Ihnen ist oft die Rede.

Diesmal schreibe ich nicht mehr. Es wird gleich 2 Uhr schlagen. Ich will sehen, ob ich schlafen kann, weil ich um 8 Uhr nach der Kirche fahren will, wo der Papst wieder nichts kriegt.

Ich umarme und küsse Sie herzlich auf beide Backen und bitte, bleiben Sie mir freundlich gesinnt.

A. R.
(Graf Athanasius Raczinsky.)

Rom, 27. Januar 1865.

Mein guter Bruder, soeben machte ich mit Ulrich Morgenpromenade und ließ ihn im Vatikan, wo er die 280 Stufen
180

zu Antonelli hinaufsteigen muß. Das Wetter ist so wunderbar schön, daß ich jetzt — im Januar — ohne Paletot ganz warm nach Hause kam. In $\frac{1}{4}$ Stunde kommt Liszt, der mir gestern abend auf einem Ball bei Giuseppe Bonaparte seinen Besuch annonciert hat.

Drei Stunden später
(bei offener Gartentür.)

Inzwischen ist Liszt bei mir gewesen; ich freue mich jedesmal, wenn ich ihn sehe. Eine durch und durch originelle Natur. Dabei seine köstlichen Kompositionen, so recht die Quintessenz der Zukunftsmusik. Wo wir uns treffen, sehen wir uns zusammen. Letzten Montag war großes Galadiner bei Bach; dort hatten wir eine recht amüsante Ecke: Odo Russell, Visconti, Liszt, ich, Sir John Acton, der junge Hohenlohe. Nach Tisch drückten Liszt und ich uns, fuhren den Corso hinauf, um zu rauchen (er raucht viel, aber nur die allerordinärsten, einheimischen Zigarren, die sogenannten „Forti“), und gingen dann zusammen in den deutschen Künstlerverein, wo Konzert und Ball war. Zum Diner hatte Liszt an seiner Knopflochlette etwa zwanzig Kreuzchen und um den Hals merkwürdigerweise nicht seine vier bis sechs Kommandeurkreuze — für die er sonst ein Faible hat — sondern allein den preußischen Orden pour le mérite. Diesen ganzen Staat legte er nun freilich ab, bevor wir eintraten, dagegen machte er mir im Vorsaal eine Eröffnung, die einzige in ihrer Art war und deren Geburt ihm doch wohl durch den guten Selt etwas erleichtert worden war: „Wenn wir im Saal sind, Teuerster, so nennen Sie mich doch, bitte, Herr von Liszt oder Kammerherr von Liszt; ich habe sowohl das „von“ als auch den „Kammerherrn“. Im Französischen nennt man mich ganz richtig Monsieur Liszt; aber für den Deutschen muß ich den Kammerherrn heraushängen.“ Im ganzen geht eine tiefe Schwermut durch sein Wesen; dann aber ist er wieder sehr fidel, sarkastisch, grob. Letzteres besonders in Zirkeln, wo man die Dreistigkeit

hat, ihn vor fremden Menschen zum Spielen aufzufordern. So kürzlich bei Monsignor Nardi, dessen Donnerstag-Salon von Monsignoren, Prälaten und Engländerinnen strohte, die alle auf Liszt eingeladen waren. Letzterer ist mit Nardi sehr befreundet, hat bei ihm ein Absteigequartier für die Tage, wo er von seiner Klausur auf Monte Mario hereinkommt; sein schöner Bechstein steht nicht auf Monte Mario, sondern bei Nardi.

Nun also erscheint Liszt, dem Nardi vorgeschwindelt, daß nur einzelne Personen geladen seien. Statt dessen der Saal ganz voll. Liszt prallt zurück. Nardi bittet, Liszt ist hart wie Eisen, und wie er mich sieht, hält er mir halb deutsch, halb französisch eine laute Rede über die Unmöglichkeit, etwas vorzutragen, er könne sich nicht wegwerfen, dazu stehe die Kunst zu hoch, er selbst halte sich dazu für zu gut. Das konnten alle Umstehenden hören und beherzigen. Wenige Tage darauf war kleiner Kreis bei Meyendorffs, wo Liszt den ganzen Abend spielte; zunächst mit Prinzessin Caraman-Chimay (reizende Frau, geb. Montesquiou-Fézensac, Gattin des belgischen Legationssekretärs) vierhändig eine Symphonie, die er als Einleitung zum Tasso komponiert hat. Dann spielte er die Mondschein-sonate Cis-Moll von Beethoven, schließlich seinen Erlkönig.

Wieder drei Stunden später.

Arnim ist die Liebenswürdigkeit und Rücksicht selbst. Gleich nach seiner Ankunft sagte er mir, daß er in Berlin auf Herforderung eines Attachés oder Sekretärs gedrungen habe, da er meine Zeit unmöglich mit Abschreiben von Depeschen okkupieren könne. Nun hat man aber einen so gräßlichen Bengel ausgesucht, daß Arnim mit Hand und Fuß dagegen arbeitet; der wird nun nicht herkommen. Arnim spielt übrigens sehr hübsch Klavier, kennt die Welt, hat schöne Kenntnisse und Interessen, liebt, ein gutes Haus zu machen. Die drei Kinder sind sehr angenehm und wohlerzogen, seine Frau — aus der stolzen

Gens Arnim-Boizenburg sehr liebenswürdig und grande dame im besten Sinn des Wortes. Sie gefällt hier allgemein. Das tägliche Diner ist sehr gut. Der große Echtermeyer, den Arnim mitgebracht, weiß die hiesigen prachtvollen Hasen, Rehe und Fische in fabelhaft guter, gesunder Weise zuzubereiten. Abends fahren wir zusammen in die Oper oder zu Bällen und Routs.

Was ich über meine Gesundheit schrieb, kann ich nur wiederholen: ich fühle mich sehr wohl. Das Klima ist zu himmlisch; hier muß der Mensch gesund werden — schon durch die Wonne des hiesigen Trinkwassers, welches, dank den klassischen Gourmets und völkerbeglückenden Päpsten, sorgsam aus den Sabiner- und Albanerbergen durch die Campagna hierher geführt wird — in jenen wunderbaren Aquädukten, die es dann den überall rauschenden Fontänen überlassen. Luft und Wasser sind hier so schön, daß der alte Dr. Alerz immer sagt: in Rom kann ein Krankheitsstoff sich nicht im Körper verborgen halten, er wird gewaltsam getrieben und muß ans Tageslicht.

Abends 10 Uhr.

Der römische Freitag ist ein stiller Tag; Theater sind geschlossen, das Tanzen ist bei Einheimischen bis 12 Uhr Mitternacht verboten — wir sind daher zu Hause geblieben; es ist nichts Besonderes in der „Welt“ los.

Rom, 4. Februar 1865.

Die hiesigen Russen machen wegen der Aufhebung der polnischen Klöster traurige Erfahrungen. Vor etwa acht Wochen hatte ich eines Abends bei Meyendorffs den Herrn Beuillot, Hauptführer der Ultramontanen getroffen; Visconti hatte ihn dort eingeführt, und Beuillot auch kein Bedenken getragen, das Haus des russischen Geschäftsträgers zu betreten, obgleich damals schon der Ukas wegen der Aufhebung der Klöster erschienen war. Nachträglich müssen ihm seine Glaubensgenossen diesen Besuch übelgenommen haben, denn eine bald darauf er-

folgte Einladung zum Diner bei Meyendorff hat er wegen eines früheren, anderweiten Engagements abgelehnt, und auf eine zweite Dinereinladung ganz kaltblütig geantwortet: Qu'il ne pouvait plus aller dans une maison russe pour ne pas causer de la peine à des amis qui étaient dans le malheur. Bei Chimays vergaß dieser Glaubenseiferer sich neulich so weit, die Baronin Meyendorff nicht einmal zu grüßen; und eine Fürstin Czartoriska, eine Schülerin Chopins, die sich eben dort befand, weigerte sich, in Gegenwart einer Russin das Klavier zu berühren.

Das Arnimsche Haus entwickelt sich immer mehr. Das Diner für Monsignor Hohenlohe fiel sehr brav aus. Künftigen Dienstag speisen Bach und seine Sekretäre Ottenfels, Wolkenstein, Hübner bei uns mit Odo Russell und Franz Liszt, denen über acht Tage Antonelli, Sartiges, Campagnanos und verschiedene hohe Prälaten (Berardi, Nardi, Franchi) folgen werden. Arnims haben die Mittel, das Geschick und die Liebhaberei, Diners zu geben — also müssen diese gut ausfallen.

Abends 10 Uhr.

Soeben kehrte ich bei prachtvollem Mondschein heim. Ich war bei Campagnanos. Dort lernte ich eine Gräfin Lovatelli kennen. Sie hatte in ihrem langen Leben niemals einen nördlicheren Himmel als den Florentiner gesehen, und fand es ganz natürlich, daß der heutige Tag (4. Februar) so warm war, wie ein Nordländer ihn im Maimonat wünschen würde. Man ist hier entsetzlich verwöhnt, und wir Fremden genießen viel mehr als die Eingeborenen die Schönheiten des Himmels, weil wir unwillkürlich Vergleiche mit unserem Klima anstellen und uns sagen: wie kalt mag es jetzt wohl unter den Linden oder auf dem Newski-Prospekt sein!

An Feslichkeit ist kein Mangel. Ein Ball folgt dem anderen. Der portugiesische Botschafter ließ 800 Einladungen

wegen
d auf
Qu'il
e pas
lheur.
weit,
eine
a dort
lavier

Das
Künf-
tenfels,
Lift,
nanos
(ranchi)
t und
se gut

Uhr.
Ich
vatelli
nörd-
s ganz
war,
Man
n viel
s, weil
n und
n oder
t dem
ungen

ergehen. Der Duca di Saldanha, welcher die Majesté très-fidèle beim Heiligen Stuhl vertritt, bewohnt einen glanzvollen Palast, den zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der große Bramante für den Kardinal Hadrian von Corneto im Borgo Nuovo in der Nähe der Peterskirche aufführte.

Die Vollendung des Baus erlebte freilich weder der eine noch der andre: Bramante starb zu früh und der Kardinal mußte 1517 wegen politischer Umlaute Rom verlassen. Bevor dies Ungewitter über ihn hereinbrach, schenkte er den Palast seinem Freund, König Heinrich VIII. von England. Später haben dort die Colonnas gewohnt, dann kam der Palast in die Hände eines Grafen Giraud, er gehört jetzt Torlonia, von dem Saldanha ihn gemietet hat.

Um solche historische Erinnerungen kümmerte sich am Abend des Ballfestes wohl niemand, denn in den Bramantischen Räumen herrschte solches Gedränge, daß jeder mit der Gegenwart genug zu tun hatte. Diese wurde zur brennenden Lebensfrage, als das Souper begann, das stehend an einem langen Buffet abgemacht werden sollte und zu den furchtbarsten Unordnungen Unlaß gab. Nach einer neuern römischen Sitte sind jetzt bei solchen Festen auf den Treppen, neben den galonierten Lakaien, gemietete Sappeurs in großen Bärenmützen und hohen, weißen Schurzfellten aufgepflanzt. Das wirkt beim Eintritt zu einem Ballfest höchst komisch. Beim Buffet war aber solcher Randal, daß es gut gewesen wäre, diese Bärenmützen aus ihrer stillen Rolle als Statisten zum aktiven Einschreiten übergehen zu lassen.

Ein noch viel größeres Durcheinander erlebten wir am vorigen Montag, als der neuangelommene spanische Botschafter sein Ricevimento hielt, und beim Wegfahren solches Gedränge auf der Treppe entstand, daß die Prinzipesssen, Duchessen, Ladies usw. die schrecklichsten Zertrümmerungen ihrer Toiletten erleben mußten, und sechs handfeste päpstliche Carabinieri nicht imstande waren, Ordnung zu schaffen.

Rom, 11. Februar 1865.

Seit einigen Tagen sind die Gebirge mit Schnee bedeckt, dazu macht eine scharfe Tramontana die verwöhnten Söhne des Südens ganz unglücklich. Alles läuft in den Häusern mit Kohlenpfannen herum, die Leute, die auf der Straße gehen, hüllen sich mit gewaltigen Anstrengungen in ihre Mäntel, die ebenso malerisch wie dünn sind. Unsereins zieht den nordischen Winterpaletot an und sagt sich zur Beruhigung: das alles ist doch nur Kinderspiel im Vergleich mit 20 Grad Kälte in Petersburg.

Inzwischen werden große Vorbereitungen zum Karneval getroffen, an dem sich während der letzten Jahre die ganze nationale Partei aus Misserfolgen nicht beteiligte. Diesmal will sie ihn aber mitverherrlichen aus Freude über die Konvention vom 15. September, die neue Hoffnungen bei den Italianissimi geweckt hat.

Ein Fest jagt das andere. Am Mittwoch, den 8. d. M., war Ball in der österreichischen Botschaft, zu der 1200 Personen geladen waren. Ein Völkerfest. Die Kardinäle waren zahlreich erschienen, hielten sich aber in den Vorzimmern auf, da sie einen Ballsaal während des Tanzes nicht betreten dürfen. Auch König Ludwig I. von Bayern war dort. Als es zum Souper ging, wurde ein Saal geöffnet, in dem 40 Damen (Principesssen und Diplomatendamen) speisen sollten; Herren durften sich an diesem Souper nicht beteiligen. Allein den König Ludwig wollte Bach als Perle in diesen Damenkranz fügen; doch ging er zum Leidwesen des Botschafters schon vor dem Souper fort. Man hat bis gegen 6 Uhr morgens getanzt. Da hier alle Fußböden von Stein sind, müssen sie zu einem Ball stets mit Leinwand straff überspannt werden, was dem Fremden sehr ungewohnt vorkommt.

Am Nachmittag war ein kleines Diner bei Frau von Schwarz, die sich vor vielen Jahren von ihrem rothaarigen Gatten (Rouge et Noir genannt) scheiden ließ, später bei Garibaldi als Kranken-

pflegerin war und dann ein Buch: „101 Tage auf meinem Pferde“ geschrieben hat, welches ich nicht gelesen habe. Ich fand dort noch zwei schriftstellernde Französinnen, eine steinalte Marquise de Baunes und Louise Collet. Als ich mit Liszt zurückging, erzählte er mir wieder viel aus seinem Leben. Einst — in den dreißiger Jahren — kam er von Venedig nach Wien, um Konzerte für Preßburger Überschwemmte zu geben; mit einer Empfehlung geht er zu einer hohen Dame, diese fragt ihn: „Avez-vous fait de bonnes affaires à Venise?“ — Liszt ist versteinert: „Comment, Princesse?“ — „Je vous demande, si vous avez fait de bonnes affaires à Venise?“ — Nun bricht er los: „Les diplomates et les banquiers font des affaires; moi je suis artiste!“ Dieser sprühende Geist faßt sein eigenes Leben nur von der melancholischen Seite auf. So entschlüpfte ihm einst der tieftragische Ausruf: „Croyez-moi, la célébrité est la punition du talent, et le châtiment du mérite!“

Noch ergreifender war aber ein anderes Geständnis. Wir gingen abends nach einem von ihm herrlich arrangierten Wohltätigkeitskonzert nach Hause. Die stürmischen Ovationen für Liszt hatten kein Ende nehmen wollen. Ich sprach ihm aus, wie wundervoll es doch sein müsse, die Welt in solche Begeisterung zu versetzen. Da blieb er, noch erregt von den voraufgegangenen Beifallsstürmen, stehen, legte mir die Hände auf die Schultern und sagte mit Tränen in den Augen: „Mein Freund, glauben Sie mir, allen Jubel, alle Begeisterung würde ich hingeben, wenn ich nur einmal ein wirklich schöpferisches Werk hervorbringen könnte.“

Und das sagte der geniale Autor der wundervollsten Kompositionen! Schwebte ihm dabei der Vergleich mit den gigantischen Leistungen seines Freundes Wagner vor?

Gestern lernte ich auch die Fürstin Wittgenstein kennen, die so viel mit Liszt zusammen genannt wird; sie hat sich in Rom niedergelassen, ist sehr geistreich und amüsan. In der Besorgnis, Franz könnte der Gatte einer anderen werden,

fest sie jetzt den Vatikan in Bewegung, um Liszt — zum Domherrn bei St. Peter ernennen zu lassen!

Rom, 21. Februar 1865.

Wir stehen im Zeichen des Karnevals. Er begann am vorigen Sonnabend, den 18. Um 1 Uhr mittags läutete ihn der große Campanile auf dem Capitol ein. Man hatte gehofft, auf dem Corso viele Masken zu sehen; doch tags zuvor war die Rede bekannt geworden, die Louis bei der Eröffnung der gesetzgebenden Körper gehalten, und da diese die national-italienische Partei nicht befriedigt, erging noch im letzten Moment die Parole, die Italianissimi sollten sich nicht an den Karnevalsfreuden beteiligen. Die Volksmassen zogen freilich den Corso auf und ab, bewarfen sich mit Confetti und ließen sich von den Balkons aus mit Confetti überschütten — das war aber alles. Von den Freuden des goetheschen Karnevals keine Spur.

Vorigen Dienstag gab der Fürst Doria Pamphili ein prachtvolles Fest, wie man es nur hier, in Roms Palästen, sehen kann, wo sich die Erinnerungen der großen Vergangenheit mit dem Glanz der Neuzeit mischen.

Die Tochter des Fürsten, die Herzogin von Rignano, die sich in Neapel niedergelassen, war zum Fest herübergekommen, verließ aber schon am zweiten Tage wieder Rom, wo sie nicht gerne gesehen ist, weil sie in Neapel am Hof des Prinzen Humbert die Honneurs macht, sich also offen zur italienischen Partei hält. Ihre Mutter war eine Talbot; ihr reiches blondes Haar verrät die englische Abkunft, während ihre dunkeln Augen echt römisch sind.

Heute abend gibt Sartiges einen Ball, zu dem tausend Einladungen ergingen.

In der vorigen Woche kam Lamarmora hier durch, um sich nach Neapel zu begeben. Der Sturm vogel hielt sich zwei Stunden in Rom auf, nahm bei Montebello das Frühstück

Dom-
65.
n am
te ihn
te ge-
zuvor
fnung
tional-
Mo-
n den
freilich
liehen
— das
nevals

li ein
lästen,
angän-

io, die
kommen,
e nicht
rinzen
nischen
reiches
unkeln

ausend
m sich
zwei
ihstück

und dampfte dann mit dem Eisenbahnzuge gen Süden. Das hat den Vatikan sehr unangenehm berührt.

Die fuite triumphale des Königs Viktor Emanuel von Turin nach Florenz hatte hier zuerst große Freude verbreitet. Die hohe Geistlichkeit glaubte darin den Anfang vom Ende des italienischen Königreichs zu erkennen und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß der König nun bald die Villa Ruffinella bei Frascati beziehen werde, wo sein Großvater als exiliert Herrscher starb. Die Sache gewinnt jetzt einen anderen Anschein, da der von einzelnen Missvergnügten angeregte Turiner Putsch nur beitragen wird, die Übersiedelung der Residenz nach Florenz zu beschleunigen.

Der Vatikan glaubt nur das, was er wünscht, und von der dort herrschenden Absonderlichkeit der Begriffe kommen täglich die scherhaftesten Proben zum Vorschein. So folgendes:

Ein russischer Legationssekretär, Fürst Urussow, hatte vor vier Wochen mit einem Neapolitaner ein Duell, welches ganz unblutig in Neapel ausgefochten wurde. Der Papst haßt die Duelle, weil sie der katholischen Religion widersprechen. Er verlangte also die Abberufung Urussows von Rom, und als man ihn mit vieler Mühe vermocht hatte, von dieser harten Forderung abzustehen, stellte er doch die mildere Bedingung, daß Urussow auf 14 Tage nach Frascati oder Albano ins Exil gehe. Der Gemahregelte ist nun mit Depeschen nach Paris geschickt, unter dem Titel eines Exils, amüsiert sich dort herrlich und wird nach Ablauf der Sühnezeit, gereinigt, nach Rom zurückkehren.

Rom, 28. Februar 1865.

Heute geht der Karneval zu Ende. Wenn die Pferde nach dem Ave-Maria ihren letzten Wettkampf auf dem Corso vollendet haben, folgen noch die Moccoli, und dann geht mit Mitternacht die Fastenzeit an. — Ich habe diesen Karnevals-

scherzen auf der Straße keinen großen Reiz abgewinnen können. Die Sache mag früher unterhaltend gewesen sein, jetzt ist sie ohne Grazie. Die Nationalpartei hatte sich übrigens noch eines anderen besonnen und war während der letzten Tage massenhaft bei den Umfahrten auf dem Corso vertreten. Confetti und Blumensträuße wurden zahlreich aus den Wagen auf die reichbelebten Balkons geworfen; aber trotzdem staubte die Politik auf die Straße ab.

Ich werde Goethes römischen Karneval durchlesen, um zu sehen, wie die Sache anno 1787 vor sich gegangen ist.

Vorgestern, Sonntag, war großes Fest bei Aldobrandinis, deren Tochter sich mit einem Sohn des Fürsten Massimo verheiratet hat. Schon vor 8 Tagen wurde dort ein Hochzeitsball gegeben, auf dem die Chepatken unterzeichnet und dann nach hiesigem Brauch der ganzen Gesellschaft laut vorgelesen wurden. Die Juwelen für die Braut waren ausgestellt, um bewundert zu werden; sie hat 300 000 Scudi Privatvermögen für sich erhalten; im ganzen etwa 1 Million Taler.

Tags zuvor war Ball bei der Fürstin Sciarra, jener Dame, die sich vor zwei Jahren in Angelegenheiten der Bourbons im geheimen nach Neapel begab, dort aber auf sechs Monate ins Gefängnis wanderte. Ihre ganze Existenz ist sehr abenteuerlich. Am 23. Dezember 1849 starb ihr Gatte, mit dem sie bis dahin in kinderloser Ehe gelebt hatte, so daß es bei anderen Linien der Familie Colonna (zu der die Sciarra gehören) nicht an Prätendenten für das große Vermögen fehlte. Aber plötzlich kam im Frühjahr 1850 die Kunde, daß die fürstliche Witwe sich in interessanten Umständen befände, und am 10. September 1850 erblickt ihr Sohn Don Maffeo das Licht der Welt!

Gestern morgen machte ich mit Meyendorffs, Chimays und Liszt einen Gang nach den Souterrains der Peterskirche, der dadurch besonders interessant wurde, daß der kundige Visconti uns begleitete. Ich hatte sie erst kürzlich mit der Fürstin

Hohenlohe besucht. Viscontis Erklärungen aber gaben der Promenade durch diese großartigen Totenkammern einen eigen-tümlichen Reiz.

Beim matten Fackelschein zieht man dort in den niedrigen, gewölbten Gängen umher und sieht rechts und links an den Wänden bald ein Gemälde aus der Zeit Giottos, bald gigantische Mosaikköpfe von Heiligen, hier einen mächtigen Sarkophag mit der Figur eines schlummernden Papstes, dort den Leichenstein eines Mächtigen, der sich um die katholische Kirche verdient gemacht hat, dann wieder eine Inschrift, welche eine große Tat des Papsttums verewigt. Das alles befand sich einst in der alten Peterskirche, an deren Stelle Papst Julius II. den jetzigen Dom aufzuführen begann. Diese Grotten sind, wie Visconti sich ausdrückt, ein großer garde-meuble für die wertvollsten Kunstwerke aus der alten Peterskirche, für die man im Neubau keinen passenden Platz fand, bis Paul V. sie hier in den Souterrains wie zu einem Museum zusammenstellte. Vom prachtvollen Grabdenkmal, welches Mino da Fiesole für Paul II. errichtete, stehen hier noch die schönen Basreliefs. Den Werken Giottos begegnet man zu wiederholten Malen. Mit Recht erinnerte Visconti an das Wort Dantes, der von Giotto sagt, daß er die griechische Kunst ins Lateinische übersetzt habe; denn Giotto hat den Goldgrund verlassen und zuerst an Stelle der steifen, byzantinischen Heiligen jene zarten, ausdrucks-vollen Madonnen auf bläulich-lichtem Grunde gemalt, die dem Verständnis der Albendwelt näherstanden, als jene halborientalischen Gestalten.

Vor dem Sarkophag des großen Bonifacius VIII. standen wir längere Zeit; er ist ein Gaetani, ein Angehöriger des Duca Sermoneta, der dies Grab vor mehreren Jahren öffnen ließ. Das Gewand der Marmorfigur ist geschmückt mit dem Gaetanischen Wappen. Interessant ist, daß die Hände des Papstes noch kreuzweise übereinanderliegen, während die spätere Kunst dieselben falten läßt, was einen größeren Ausdruck

von Frömmigkeit verleiht und auch künstlerisch richtiger gedacht ist, da das kreuzweise Übereinanderlegen der Hände ermüdender als das Falten ist.

Sermoneta muß überall seine Wihe machen. Zu jener Graberöffnung seines Vorfahren lud er auch Torlonia (den neugebackenen Herzog) ein und bemerkte zu Visconti: „Je vais inviter ce cher Torlonia, pour lui faire voir quelque chose qu'il n'a pas dans sa famille.“

Interessant ist auch der Sarkophag des Papstes Nikolaus V. (gestorben 1455), mit dem eine neue Phase in der Geschichte des Papsttums beginnt. Er verschaffte zuerst jener Liebhaberei für Kunst, Gelehrsamkeit und Luxus Eingang in Rom, der Julius II. und Leo X. wetteifernd gefolgt sind. Er stammte aus einer unbekannten Familie (Sarzana), die weder Ahnen noch Wappen besaß. Das von ihm gewählte besteht aus den kreuzweise übereinandergelegten Schlüsseln, die auch sein Marmorkissen schmücken. Die Züge seines Gesichtes sind fein, sehr ausdrucksvooll und lassen deutlich die hohe, geistige Begabung des Mannes erkennen. Er trägt an zwei Mittelfingern Ringe, während andere Päpste solche an den rechten Daumen gesteckt haben.

Welche Fülle von Merkwürdigkeiten birgt dies dunkle Labyrinth! Ich freue mich schon, in der ruhigen Fastenzeit wieder mit Arnims hinzugehen. Uns Männern steht der Eintritt in den Vormittagsstunden stets frei. Damen können nur mit besonderer päpstlicher Erlaubnis dorthin gelangen. Monsignore Hohenlohe hat eine solche bereits für Frau von Arnim vom Heiligen Vater erwirkt.

Vorigen Sonntag machte ich mit Arnims einen Spaziergang zum Moses in der Kirche S. Pietro in Vincoli. Unterhalb derselben besuchten wir dann den Garten eines Hamburger Kunstgärtners Richter. Man sieht von dort links auf das Kolosseum, rechts auf das hügelige Rom mit seinen Häusermassen, Palästen und Kirchen, und im Hintergrund ragt die

unvergleichliche einsame Palme (von der auch Grimm in seinem Michelangelo spricht), daneben jener malerische mittelalterliche Turm, in dem — der Tradition nach — die schöne Rosa Vanozza, die geheime Gattin Alexander Borgias, gewohnt hat. Eine romantische Umgebung, wie sie wohl wenige Gärten aufzuweisen haben. Richter hat vor 25 Jahren seine Vaterstadt verlassen und sie seitdem nicht wieder gesehen, weshalb er auch, zu meinem tiefen Leidwesen, kein Wort Platdeutsch mehr verstand.

Rom, 10. März 1865.

So sehr mich der Karneval enttäuschte, so sehr entzückten mich die Moccoli. Sie beginnen, wenn die Pferde zum letzten Mal ihren Wettkauf von der Piazza del Popolo zur Piazza di Venezia zurückgelegt haben, bald nach 6 Uhr, mit Einbruch der Dunkelheit. Dann erscheinen plötzlich in allen Fenstern und Balkonen der hohen Häuser zu beiden Seiten des langen Corso unzählige kleine Lichter (moccoli); auf der Straße selbst, wo sich Wagen an Wagen drängt, belebt sich alles mit Flämmchen — und nun ist der Hauptwitz, daß eine Stunde hindurch jeder dem andern sein Licht auszublasen und letzterer es möglichst rasch wieder anzustecken sucht.

Das Anstecken und Erscheinen dieser Tausende von Lichtern ist Sache weniger Augenblicke — im Nu verbreitet sich der Lichterglanz über den ganzen Corso bis in die obersten Stockwerke. Die lange, schmale Straße gleicht plötzlich einem feenhaft erleuchteten Ballsaal. Hunderttausende von Flammen flackern, hüpfen, tanzen. Dabei der immer wachsende Lärm. Denn die Passion, die Lichter auszublasen oder mit Rohrstöcken bis in die unteren Etagen auszuschlagen, steigert sich von Minute zu Minute. Die Aufregung wird zur Raserei, zur wahren Orgie! Die Behendesten klettern auf die Wagen, schwingen sich auf die Laternenpfähle, auf die Balkons. Aber niemand wird grob. Alles bleibt innerhalb der Schranken des Anstandes.

Das wäre im Norden nicht denkbar. Gegen 7 Uhr merkt man, daß die Wut austobt. Ein Wagen nach dem andern verschwindet. Die Capitolsglocke gibt, wie eine Totenglocke, das Zeichen des Endes; die festlichen Lichter verlöschen — und der Corso sinkt in seine Dunkelheit zurück.

Am Aschermittwoch fand eine Feier in der Sixtina statt. Der Papst bestreut dort sämtliche Kardinäle mit Asche.

Überall ermahnt die Geistlichkeit die Gläubigen, sich zu sammeln und zum Osterfest vorzubereiten.

Das Lärmen auf den Straßen hat damit ein Ende. Aber zur Ruhe scheint die „Ewige Stadt“ im Jahre 1865 nicht kommen zu sollen. Louis Napoleon hat dafür gesorgt, daß Rom gleich beim Beginn der Fastenzeit in eine Spannung und Aufregung versetzt ist, welche die einen mit freudigsten Hoffnungen, die anderen mit Furcht und Schrecken erfüllt.

Am vorigen Sonnabend, den 4. März, nachmittags 2 Uhr, begab sich der französische Botschafter, Graf Sartiges, nach dem Vatikan zum Heiligen Vater, um diesem auseinanderzusetzen, daß man sich auf eine Entfernung der französischen Garnison vorbereiten und der Heilige Stuhl allen Ernstes darauf bedacht sein möge, Vorkehrungen zu treffen, um sich nach dem Abzug des gallischen Besatzungsheeres selbst zu schützen. Das hatte man bisher im Vatikan, trotz aller Versicherungen des Grafen Sartiges und Montebellos für unmöglich gehalten. Jetzt hat Louis mit sehr dünnen Worten andeuten lassen, daß seine Truppen nicht nur nicht zwei Jahre hierbleiben würden, sondern ganz plötzlich aufbrechen könnten, denn die Konvention vom 15. September, die man hier so gern in Frage zu stellen liebte, sei eine Realität.

Der Papst, der schon seit einigen Tagen auf eine solche Drohung — von Paris aus — vorbereitet war, hat den Grafen Sartiges ruhig angehört und ihn dann beauftragt, dem Kaiser für den Schutz zu danken, welchen dieser seit fünfzehn Jahren dem römischen Stuhle habe angedeihen lassen. Er hat

mit den Worten geschlossen, daß er den Kaiser zu einem längeren Bleiben nicht zwingen könne und sich in sein Schicksal zu fügen wissen werde, da er Demjenigen vertraue, der über allen Fürsten und Machthabern dieser Erde stehe.

Damit ist Sartiges abgezogen. Der Papst hat dann geschellt; ein Monsignore ist eingetreten und hat den Auftrag erhalten, die Anticamera und die Guardia nobile zu entlassen, da Seine Heiligkeit für heute nicht mehr ausgehen würde und somit ihrer nicht weiter bedürfe. „Es gibt Tage,“ soll der Papst gesagt haben, „an denen der Heilige Vater nicht ans Ausgehen denken kann, sondern daheim bleiben muß, um zu beten!“

Dann ist schleunigst Antonelli befohlen. Dieser hat sich eine Viertelstunde im Privatgemach mit dem Papst unterhalten, ist dann in seine Gemächer zurückgekehrt und hat sieben Boten ausgesandt, um sieben Mitglieder des Kardinalskollegiums sofort zum Heiligen Vater zu bescheiden.

Bald nach dem Ave Maria rollten sieben Kardinalswagen über den Petersplatz. In ihnen saßen die Kardinäle Altieri, Patrizi, Riario, Barnabo, de Luca, di Pietro und Sacconi. Diese begaben sich mit Antonelli zum Papst und sind nicht vor Mitternacht auseinandergegangen. Man hat hin und her überlegt, was zu tun sei; aber man ist zu keinem Entschluß gelangt.

Der Heilige Vater aber hat sich so echauffiert gefühlt, daß er — wie aus der Anticamera verlautet — am folgenden Tage starke Mittel hat brauchen müssen.

Man fängt im Vatikan an, wirklich zu glauben, daß Louis Ernst machen will. Nur der Papst kann sich im Grunde seines Herzens noch nicht davon überzeugen. Alle Welt, außer ihm, sieht schwarz in die Zukunft und fragt sich: was soll daraus werden?

Wenn die Franzosen abziehen, so geht das — wie Montebello sagt — nicht brigadenweise vor sich, sondern die ganze

Armee verläßt mit einem Male die Stadt und das römische Gebiet. Für diesen Fall kann Pio IX. kaum hier bleiben; denn seine 7000 Schlüsselsoldaten vermögen gegen etwaige revolutionäre Bewegungen nichts auszurichten. Die nationale Partei ist über den ganzen Kirchenstaat verbreitet; alles ist organisiert. Die Notare sind bezeichnet und vereidigt, bei denen die Stimmen zum Anschluß an Italien abzugeben sind. Ge-stempelte Bulletins liegen fertig, auf denen die Römer nur ihre Namen einzuschreiben brauchen; so wird das suffrage universel leicht zu effektuieren sein, und an seinem Resultat zweifelt wohl niemand.

Die Weltverhältnisse gestalten sich heutzutage meist anders, als menschliche Berechnung zu erwarten pflegt. Sollten aber die Gallier Rom verlassen und dadurch Pio IX. möglicherweise zum wandernden Papst machen, der sich in Spanien oder Avignon (was Louis ihm schon längst angeboten hat) nieder-läßt, so könnten sich so große Veränderungen vorbereiten, nicht allein in Italien, sondern in der ganzen katholischen Christenheit, daß heutzutage ein Papst freiwillig wohl kaum diese Verantwortlichkeit übernehmen würde.

13. März.

Die Entstehung und Entwicklung der hiesigen Gesandtschaft bietet manches Interessante. Hier nur einige Notizen.

Friedrich der Große hielt am Vatikan einen Agenten in der Person des Chevalier Coltrolini, der 1762 oder 1763 starb. Zu dessen Nachfolger wurde, durch Königliches Patent vom 8. Juli 1763, der Abt Matthieu Ciofani ernannt. Der Mann scheint wenig Depeschen geschrieben und sich nur mit Angelegenheiten beschäftigt zu haben, die preußische Bischöfe und Domkapitel betrafen.

Amüsan ist, daß damals der römische Hof den König von Preußen noch nicht als König, sondern nur als Markgrafen von Brandenburg anerkennen wollte. Ob der alte Fritz das

so ruhig hingenommen, konnte ich nicht feststellen. Jedenfalls verlangte sein Nachfolger die Anerkennung als König, und schon wenige Monate nach dem Tode seines großen Vorgängers ließ Friedrich Wilhelm II. durch Ciofani dem Kardinalstaatssekretär seiner Überraschung Ausdruck geben, daß im römischen Kalender noch immer der Markgraf von Brandenburg und nicht der König von Preußen aufgeführt werde. Bereits Papst Benedikt XIV. habe jenen Titel in einem Schreiben an die Bischöfe in Breslau und Culm gebraucht, auch anderen königlichen Herrschern ihn nicht verweigert. Ciofani erhielt zugleich den Auftrag, diese Gründe dem Papst bei sich bietender Gelegenheit mündlich auseinander zu sehen.

1781 führte dann der römische Staatskalender zum ersten Mal den preußischen Monarchen als König auf. Etwas später (1786—87) war Goethe hier. Baron Lederer, bis vor kurzem österreichischer Kommissär in Schleswig, hat früher, als er hier Legationssekretär war, im österreichischen Botschaftsarchiv einen Erlass der Wiener Staatskanzlei aus jenen Jahren gefunden, durch welchen dem Botschafter mitgeteilt wird, daß sich ein junger Deutscher nach Rom begeben habe, der sehr freie (gefährliche) Tendenzen verfolge und daher zu beaufsichtigen sei. Das hat der gute Goethe sich wohl nicht träumen lassen, daß er bei den Österreichern in solchem Geruch gestanden!

Rom, 25. März 1865.

Außerhalb der Gesandtschaft kann man nichts vornehmen; es hagelt, Schnee liegt auf den Albanerbergen. Um den alten Caffarelli heult der Sturm und läßt alle Fenster klirren. Der königliche Oberbaurat Nieze ist aus Berlin hier eingetroffen, um sich im Auftrage des hohen Ministeriums amtlich zu überzeugen, ob Caffarelli wirklich so baufällig ist, wie der vom Kapitol in die Wilhelmstraße ergangene Schmerzensschrei Arnims angedeutet hat. Und da der wohlbüdliche Herr Oberbaurat die traurigen Beschreibungen von dem innern und äußern Ver-

fall des Palastes höchst wahrheitsgetreu befunden hat, wird jetzt von ihm ein Plan zur Wiederherstellung entworfen.

Am vorigen Mittwoch, den 22. hatten wir zur Feier des Geburtstags des Königs Diner bei Arnim mit einer sich daran reihenden Soiree. Zu Tisch erschien Monsignor Hohenlohe, Baron Heinze, Harthausen (Verfasser des bekannten Werkes über Ruhland), Graf Frankenberg aus Schlesien, der Bildhauer Wolff und zwei preußische Offiziere. Und um 9 Uhr kam alles angerückt, was hier von Preußen und Deutschen, Diplomaten, Künstlern und Beamten mit der Gesandtschaft in Verbindung steht. Die Sache war sehr scherhaft durch ihre Buntscheißigkeit, und als um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr die Punschbowlen anfingen zu dampfen und dazu ein Buffet mit Berliner Pfannkuchen sich auftat, bekam das einen so heimatlichen Anstrich, daß man Kapitol und Kolosseum vergaß.

Vormittags war ich mit Meyendorffs und Chimays in der Probe zu einem Konzert, von Liszt zum Besten der Armenschule arrangiert. Der Senat hatte dazu seinen Palast auf dem Kapitol eingeräumt; die päpstliche Kapelle sowie die Sänger vom Vatikan und von Maria Maggiore waren vereinigt, so daß Hunderte der schönsten Stimmen zusammenwirkten. Freilich bedurfte es solcher Musikmassen, um den Saal zu füllen. An der Wand, dem Haupteingang gegenüber, sitzt auf seinem Marmorthron Gregor XIII., in der Linken das Schlüsselpaar, die Rechte zum Segen erhoben; über dem härtigen Antlitz schwebt die hohe Tiara. Ihm zur Seite stehen, etwas kleiner, Paul III. Farnese, und Karl von Anjou, kenntlich an seiner vierchrötiigen Derbheit. Vor diesen Marmorgestalten hatten sich die Sänger amphitheatralisch gruppiert, oben die Bässe als alte Garde, vorne die Knaben. Drei Flügel, mehrere Harmoniums, verschiedene Cellos und Violinen begleiteten. Manche Stücke machten gewaltigen Eindruck; auch Gregor XIII., Paul III. und Karl von Anjou schienen aufmerksam zuzuhören, besonders als die Zukunftsmusik des großen Liszt erklang. Im vorigen

Jahre veranstaltete er ein ähnliches Konzert in der neuen Kaserne, dem sogenannten Macao, dem alten Prätorianerlager, welches Monsignor Mérode, der päpstliche Waffenminister, für die Schlüsselsoldaten neu erbaut hat. Wo wird nun im nächsten Jahre das Konzert sein? Wird man 1866 in Rom noch an Musik denken?

Möglich, daß der Papst dann noch ruhig im Vatikan sitzt, möglich auch, daß er der Ewigen Stadt bereits den Rücken gelehrt hat. Der alte Alerz, der in den päpstlichen Kreisen herumhorcht, vertraute mir, daß man dort die Möglichkeit einer Übersiedlung nach der Insel Majorka ins Auge fasse; der Finanzminister habe, für den Fall eines plötzlichen Aufbruchs des päpstlichen Hofes, im geheimen alle Vorbereitungen getroffen, damit solchenfalls Seine Heiligkeit nicht von Geldmitteln entblößt sei.

Als vorige Woche — zur Feier des Geburtstags des kaiserlichen Prinzen — die ganze französische Garnison ausrückte und am Ponte Molle eine Revue abgehalten wurde, sagte Sartiges: „C'est la dernière représentation gratuite pour les incurables!“ — Der gute Botschafter würde dem Vatikan herzlichst eine ordentliche Lektion gönnen; geärgert hat er sich dort genug. Wie oft hat er die 280 Stufen bei der größten Hitze zu Antonelli hinaufsteigen müssen, um über die Propaganda im Ghetto zu verhandeln, die Annahme der Septemberkonvention zu empfehlen, auf Einführung der notwendigsten Reformen im Kirchenstaat, Vergrößerung der päpstlichen Armee zu dringen — alles vergeblich! Stets: Non possumus! Und jetzt zum Schluß die Enzyklika mit dem formidablen Syllabus. Aber nun scheint Louis auch gehörig wütend zu sein, und selbst die Papalini leugnen nicht, daß „Er“ wohl etwas gegen den Heiligen Stuhl im Schilde führen könne.

Dagegen eisern andere: Vierundvierzig Päpste sind schon vertrieben und immer wieder gekommen! Pius VII. wurde ins Exil geschickt und im Triumph nach Rom zurückgeführt. Selbst

Pio IX. mußte flüchten und sitzt doch seit 15 Jahren wieder auf dem Stuhle Petri! Die römische Kirche muß ihr Oberhaupt haben, und zwar in Rom — in Rom, wo die beiden Apostelfürsten den Märtyrertod erlitten, wo nach ihnen Tausende für das Christentum kämpften und duldeten, wo alle die Gebeine dieser Glaubenshelden ruhen und heute noch in allen Kirchen als Reliquien verehrt werden.

So sprechen die Papalini. Haben sie recht? Irren sie sich? Viktor Emanuel würde die Abwesenheit des Papstes sofort benutzen, um Rom zu annexieren, und ist das einige Italien erst einmal fertig, würde dort der Platz für den päpstlichen Hof ein höchst beschränkter sein. Doch — einstweilen ist der Papst noch in Rom.

Sonntag, 26. März 1865.

Heute ist der Himmel wieder blau, die schlechten Tage sind vergessen.

Kürzlich war ich in den Thermen des Titus. Sie sind merkwürdig, weil die dortigen antiken Fresken zur Zeit Raffaels aufgefunden wurden und ihm die ersten Ideen zu seinen Alabesken in den vatikanischen Loggien gegeben haben. Da ein Teil der Thermen später wieder verschüttet ist, bildete sich die Fabel, der große Meister habe, um das Plagiat zu verbergen, diese Verschüttung angeordnet. Sie entstand aber erst bei späteren Nachgrabungen, bei denen man nicht wußte, wo mit dem Schutt bleiben, und ihn schließlich in die unteren Gänge warf.

In diesen Thermen mit ihren Hallen, Korridoren, Bädern, Sälen, Bibliothekzimmern brachte der römische Dandy seinen Tag zu, etwa so, wie die jeunesse dorée in Paris und London in den Klubs.

Mittags war ich dann mit Odo Russell bei den beiden portugiesischen Sekretären Thomar und Lobo. Ein Schweinskopf, nach portugiesischer Art zubereitet, versetzte uns durch die

Begleitung braver portugiesischer Weine in die fröhlichste Stimmung. Abends ging ich zu Meyendorffs, bei denen ich die Gräfin Berzynski traf, geborene Fuhrmann, Tochter der späteren Frau von Labenski, die schließlich in Petersburg in den ehemaligen Hafen meines Freundes Evers einlief. Die Tochter, ganz italienisch gebildet, hat eine ergreifend schöne Stimme, die alle Welt bezaubert. Sie ist jetzt nach Rom gekommen, um eine Woche hindurch — wie die vornehmen Katholikinnen es häufig tun — sich in einem Kloster niederzulassen, um hier ihre Devotionen zu verrichten.

Am Tage darauf fuhren Chimays, Meyendorffs und ich mit Visconti, dem stets liebenswürdigen und geistreichen Cicerone, nach San Lorenzo fuori le mura, einer der ältesten Kirchen, die jetzt sehr geschmackvoll restauriert ist. Das Innere strahlt von den schönsten Marmorarbeiten, teils aus dem Altertum, teils aus der Zeit der Cosmaten, jener berühmten Künstlerfamilie, der die römischen Kirchen so zahlreiche Kunstwerke verdanken.

In S. Lorenzo krönte Honorius III. (1217) den Grafen von Auxerre, Peter von Courtenay und seine Gemahlin Isolant zum Kaiser und zur Kaiserin des Orients. An der Wand der Vorhalle ist noch heute das alte Wappen dieses lateinischen Kaisers zu sehen.

Gleich am Eingange rechts liegt der 1256 verstorbene Kardinal Guglielmo da Lavagna in einem Sarkophag, auf dem eine altrömische Vermählung in Basrelief dargestellt ist — für einen solchen célibataire ein etwas eigenümliches Sujet!

Dienstag war Diner bei Sartiges. Ich saß in der Nähe der Fürstin Marcelline Czartoriska, die mich schon früher durch ihr wunderschönes Chopinspiel und ihr einfaches, gutmütiges Wesen sehr angezogen hatte. Ich konnte daher Raczyński nicht recht geben, wenn er seine schönen Landsmänninnen für höchst gefährliche „Hexen“ erklärte. Jetzt allerdings stellt sich bei genauerer Erforschung heraus, daß die gute Marcelline

ganz tief in den polnischen Emigrationsgeschichten steckt und sich im vorigen Jahre so weit avanciert hatte, daß sie einen Augenblick Gefahr lief, trotz aller Hinneigung des Papstes zu Polen, von hier ausgewiesen zu werden. Bei vielen heißt sie daher kurzweg „la Marseillaise“. Das alles wird mich aber nicht verhindern, am nächsten Mittwoch ihre musikalische Soiree zu besuchen.

Nachmittags.

Kurz vor Weihnachten sagte Wider, er möchte mich gerne malen. Ich ging ungern an die Sitzungen, da mich Porträtiieren und Photographieren furchtbar langweilt. Ich glaubte aber, es ihm nicht abschlagen zu dürfen, da ich annahm, daß er das Bild für sich machen wollte.

Vor wenigen Tagen fand ich nun in meiner Wohnung das eingerahmte Porträt nebst anliegenden Zeilen, auf der Rückseite des Bildes stand die Dedikation an meine gute Mutter. Das ganze ist rührend freundlich von Wider ersonnen und ausgeführt.

Ich füge ein Aquarell hinzu, eine Ansicht des alten, in Trastevere gelegenen Hauses, in dessen zweitem Stock (am Bogenfenster) die schöne Fornarina (noch heute ist dort eine Bäckerei) gewohnt haben soll, die Raffael begeisterte. Das Aquarell hat ein russischer Maler Scholz auf Wunsch der Baronin Stieglitz für mich ausgeführt. In gleichem Auftrage malt er jetzt die Aussicht von meinem Zimmer im Caffarelli.

Rom, 31. März 1865.

Gestern war Overbeck bei mir, um einen Kontrakt legalisieren zu lassen, den er mit einem Kupferstecher in Dresden abgeschlossen hat. Letzterer hat ihm seine Sakramente für 10000 Scudi abgenommen, um sie in Holzschnitt oder auf andere Weise zu vervielfältigen. Da Graf Kleist, der sächsische Ministerresident, im Dezember geistig erkrankt und unsere Gesandtschaft mit der Vertretung der sächsischen Interessen be-

auftragt ist, hatte ich das Vergnügen, Overbecks Unterschrift zu beglaubigen.

In der vorigen Woche erhielt ich vom Archivar Lisch in Schwerin einen Brief mit der Bitte, ihm Abschriften einiger päpstlichen Urkunden aus dem Archiv des Vatikans zu verschaffen. Dies veranlaßte mich heute früh, dem Pater Theiner meinen Besuch zu machen, dem Beherrcher des geheimen päpstlichen Archivs. Zu dieser Schatzkammer, in welcher die kostbarsten und wichtigsten Dokumente der Papstgeschichte lagern, ist allen Sterblichen der Zutritt untersagt; nur der Heilige Vater, Antonelli und der reverendissimo padre Agostino Theiner selbst dürfen in jenes Heiligtum eindringen. Er ist ein Schlesier von Geburt, seit 1833 in Rom, ein kleines, altes, liebenswürdiges Männchen, das freilich sehr ultramontan gesinnt ist, in früheren Jahren aber doch aufs heftigste von den Jesuiten verfolgt wurde, weil diese ihm die Publikation der Geschichte Ganganellis, des Papstes Clemens XIV., nicht vergeben konnten. Theiner hatte diese Geschichte auf speziellen Befehl des jetzigen Papstes bearbeitet, um die durch Clemens angeordnete Aufhebung des Jesuitenordens (im Jahre 1773) ins rechte Licht zu stellen und alle die Verleumdungen zurückzuweisen, welche die Anhänger des Ordens und zuletzt besonders Crétineau-Joly gegen Ganganelli vorgebracht hatten. Das hat die Gesellschaft Jesu dem jetzigen Papste lange nachgetragen, dem Pater Theiner nie vergeben.

Dieser wohnt in einem Flügel des Vatikans in einem hohen alten Turm, wo früher die Sternwarte war und wo Galilei einquartiert wurde, als er hierher zitiert ward, um sich wegen seiner „Irrlehren“ zu verantworten. Die Wände der kleinen Turmgemächer hat Brill mit Landschaften al fresco geschmückt; an den Plafonds sieht man überall den Drachen, das Wappen Boncompagnis, des Papstes Gregor XIII., darunter als Devise in anderen Teilen des Vatikans die charakteristischen Worte: „Vigilat“ oder „non commovebitur“.

Die Aussicht aus jenen Turmgemächern ist entzückend. Auf der einen Seite sieht man die Berge. Aus anderen Fenstern reicht der Blick bis zum Meer, welches selbst freilich unsichtbar bleibt; bei klarem Wetter aber, sagt Theiner, erblickt er am äußersten Horizont den Rauch der Dampfschiffe, welche nach Neapel oder Marseille steuern. Andere Fenster gehen auf den schönen Vatikangarten, der sich sanft die Höhen des Janiculus hinanzieht und dort in ein Wäldchen ausläuft, an dessen äußerstem Ende der finstere Turm ragt, in welchem Papst Paul IV., Caraffa, seine beiden Neffen, die Kardinäle Caraffa, erdroßeln ließ, weil sie eine Verschwörung gegen ihn angezettelt hatten.

Dass Pater Theiner sich in diesem lustigen Paradiese heimisch fühlt, lässt sich wohl begreifen. Aber es tat mir doch leid, von ihm zu hören, dass er Deutschland seit 1833 nicht wieder gesehen, weil es ihn dorthin nicht zurückzöge. Er fühlt, dass er sich innerlich der Heimat entfremdet hat.

Aus den Schäzen, die ihn umgaben, holte er verschiedene Folianten und Urkunden hervor, die mich elektrisierten: ein Manuskript mit schönen Miniaturen, die Geschichte der ältesten Päpste. Alexander Borgia ließ sie als Kardinal zusammenstellen. Auf dem Titelblatt ist sein Wappen, der Stier, in goldener Farbenpracht ausgeführt. Ein dicker Foliant umfasst sämtliche Urkunden Innozenz IV., jenes mächtigen Fieschi, Grafen Lavagna, der auf der berühmten Synode zu Lyon den Hohenstaufen abzusezzen wagte. Ein anderer Foliant besteht aus Briefen, welche dieser Papst mit dem Kaiser gewechselt hat — alles Schriftstücke, die noch nie an die Öffentlichkeit gelangt sind. In einem andern riesigen Aktenkonvolut sind alle Urkunden enthalten, welche die Päpste im vierzehnten Jahrhundert von Avignon aus erlassen haben. Das Geheimbuch, welches Johannes Burckhardt, der Vertraute und Zeremonienmeister Alexander Borgias, hinterlassen, befindet sich ebenfalls im Archiv und wird dort, nach dem Ausdrucke Flirs,

„wie ein gefangenes Teufelchen eingesperrt“. Es mag schöne Geschichten enthalten und ich hätte es gerne gesehen. Theiner sagte mir aber, daß der Inhalt nicht so entsetzlich wäre; er will nächstens etwas darüber veröffentlichen, um die Welt zu beruhigen. Borgia sei gar nicht ein so großes Ungeheuer gewesen und der Inhalt des Burckhardtschen Diariums nicht so romantisch, wie man annehme.

Dann zeigte er mir einen Altenband — die Korrespondenz Clemens VII. und Pauls III. mit Heinrich VIII. von England wegen dessen Ehescheidungssache. Darin sah ich Konzepte zu Briefen von der Hand Clemens' VII. und einen höchst interessanten Pergamentbrief, den Heinrich im Jahr 1536 an Paul gerichtet hat, um ihm ganz kaltblütig auseinanderzusehen, daß, wenn er ihm nun nicht den verlangten Dispens erteile, er die katholische Kirche verlassen und sich der Reformation zuwenden werde. Paul sagte darauf: „Non possumus“, und Heinrich wurde Protestant.

Ich fragte, ob nicht etwas Merkwürdiges für die Geschichte der Hansa im Archiv zu finden sei; Theiner sagte mir, daß er mit der Absicht umgehe, eine Menge Altenstücke zu veröffentlichen, welche sich auf das vierzehnte Jahrhundert der deutschen Geschichte bezögen und auch manches für Lübeck Interessante enthielten, besonders über dessen Stellung zu Kaiser Ludwig dem Bayer.

1. April.

Gestern traf ich eine bekannte nationale Persönlichkeit: Beckerath aus Krefeld, der sich in seinen alten Tagen mit Frau und Tochter aufgemacht hatte, um Rom zu sehen. Er ist Patriot durch und durch und hat dabei in seiner kindlichen Einfachheit etwas Rührendes. Bei furchterlichem Sturm und Regen unternahm er vorige Woche nachts die Fahrt von der Maremmenbahn nach Civitavecchia. Als ich ihn fragte, ob ihn das nicht etwas enttäuscht habe, sagte er mit erhobener Stimme, die Fahrt sei freilich nicht angenehm, aber das Ge-

ühl, an der Küste des Mittelländischen Meeres, auf altetrurischem Boden zu fahren, habe doch etwas Begeisterndes! Man muß die päpstlichen Postkutschen, den Zustand der Wirtschaften in Civita kennen, um solche romantische Auffassung eines alten Herrn richtig zu würdigen.

Bei einem Wetter, wie es jetzt hier herrscht, ist Rom grau und der Caffarelli noch gräulicher: verdeckte Aussicht, knarrende Türen, klappernde Fenster — und dann kommt ein einziger blauer Tag, und alles ist vergessen!

In der „Nationalzeitung“ las ich die Anzeige einer Biographie Händels von Chrysander. Ich ersah daraus, daß Händel lange Jahre in Italien war und das schöne Rom in seiner ganzen Fülle genossen hat. Bei dieser Gelegenheit wurde, als Gegensatz, an Hamburgs gefeierten Dichter, Herrn Brockes, erinnert, der nach seiner Rückkehr von der Apenninischen Halbinsel den Freunden an der Alster erzählte: „Auch ich war um 1703 in Italien; es ist mir aber dort nichts Sonderliches begegnet.“ Der Biedermann wird wohl unter ähnlichen Regenschauern hier eingetroffen sein, wie sie jetzt die ankommenden Fremden beglücken.

Rom, 8. April 1865.

Seit vier Tagen ist voller Frühling. Die Primavera, die so lange auf sich warten ließ, ist da! Auf den Gipfeln der blauen Sabinerberge blenden noch vereinzelte Schneestreifen, aber die Sonne brennt bereits so, daß auch diese letzten weißen Atemzüge des Winters bald schwinden werden. Das Albanergebirge ist schon frei von Schnee — in der Campagna schwebt aus frischem Wiesengrün, blühenden Gärten und Vignen ein köstlicher Duft.

An einem der reizendsten Punkte der Campagna, der so genannten Roma Vecchia, fanden vorgestern die Frühjahrsrennen statt. Man fährt einige Meilen auf der Straße nach Albano und steht dann auf einem Wiesengrund, umrankt von

malerischen Bogenresten verfallener Aquädukte — im Hintergrund die Sabiner- und Albanerberge mit weitglänzenden Ortschaften, links die mächtige Peterskuppel, das Wahrzeichen des neuen Roms — eine echt goethesche Szenerie.

Auf klassischerem Boden findet wohl kein Rennen statt. Auf und vor den Tribünen stürmisch bewegte Menschenmassen, so daß die Dragoner Seiner Heiligkeit Mühe hatten, die Bahn freizuhalten. Held des Tages war ein Engländer, Major Speare. Er nahm mit Bravour die Hindernisse. Da er ein Pferd des Fürsten Doria ritt, trug er dessen Wappenfarben: grünweißrot — zufällig gerade die italienischen Farben. Als Sieger langt er am Ziel an. Rings donnernde Evvivas, Händeklatschen, Tücherwehen — eine Demonstration! Die Königin von Neapel, selbst eine ausgezeichnete Reiterin, sandte ihm als Zeichen ihrer Bewunderung ein Bukett. Aber die Polizei des Kirchenstaats, die überall Konspirationen wittert, war klüger, sie suchte den Grund der Volksbegeisterung in jenen gefänglichen Farben. Gestern erhielt Russell die Anzeige, daß sein Landsmann aus Rom verwiesen werde. Kommt es wirklich dazu, so kann Speare, der sich bei jenen Farben gar nichts gedacht haben soll, das bourbonische Bukett mit in die Verbannung nehmen.

Heute abend wird das Kolosseum beleuchtet. Wenn diese aufeinander getürmten Steinmassen, von blauem und rötlichem Licht umflutet, aus dem Dunkel der Nacht treten, ist mir stets, als müßten Giganten der Vorzeit lebendig werden.

Rom, 18. April 1865.

Nachmittags geht ein Kurier nach Berlin. Ich gebe ihm ein kleines Paket mit, welches eine Schale aus Rosso antico enthält, die für meinen guten Bruder bestimmt ist.

Die Ostertage waren prachtvoll, und die Fremden, die in diesem Jahre zahlreicher als je nach Rom pilgerten, haben die Ewige Stadt im schönsten Schmuck gesehen. Von Breslau,

Wien, München sind förmliche trains de plaisir oder trains de dévotion hier eingetroffen, und in der Peterskirche hörte man an den Feiertagen die verschiedenartigsten deutschen Mundarten. Wer am Ostersonntag Platz auf den Tribünen finden wollte, mußte schon vor 7 Uhr aufbrechen und bis 10 Uhr warten. Wer später kam, fand alle Plätze besetzt.

Pio IX. sah frisch und rosig aus, sang die Messe mit lauter sonorer Stimme und denkt gewiß mit innerem Behagen an den Moment zurück, wo er von der Tribüne der Peterskirche den Segen über die vielen Tausende von Gläubigen und Ungläubigen aussprach, die ihm auf dem weiten Platze nach Beendigung der Benediktion, unter dem Donner der Kanonen und dem Wirbel der französischen Trommeln ihr „Eviva“ brachten. Solche Szenen liebt der alte Herr recht sehr. An den vorhergehenden Tagen waren bei den Audienzen im Vatikan Hunderte von Fremden anwesend; einmal gab es sogar eine Monstraudienz von tausend Köpfen, die nach Nationalitäten rangiert waren.

Auf der diplomatischen Tribüne, wo der Doyen Baron Bach diesmal, wegen der vielen Zutrittsgesuche, strengere Polizei als je angeordnet hatte, befand sich ein großer dicker Unbekannter in fremder Uniform, der alle Kniebeugungen und Verneigungen so gewissenhaft wie der treueste Katholik machte. Nach Beendigung der Feier stellte sich zum Entsezen der päpstlichen Camerieri heraus, daß dieser Patron ein wohlkonditionierter Mohammedaner war, der seine Uniform angelegt hatte, um ohne Mühe auf die Diplomatentribüne zu gelangen. Diese gilt an solchen Tagen für ein wahres Paradies, dessen Pforten sich selbst höchsten Würdenträgern verschließen. Nicht einmal der regierende Fürst zur Lippe-Detmold, der in Rom weilt, durfte das diplomatische Heiligtum betreten. Er wohnte *infognito* im Hôtel Serny an der Piazza di Spagna; ich hatte alle Mühe, ihn am Ostersonntag in der Peterskirche durch die Menschenmasse zu dirigieren, um ihm und seinem

Oberhofmarschall Baron Berenhorst Pläze auf einer Tribüne zu schaffen, die für voyageurs de distinction reserviert waren. Nach der Feier machte ich ihm in seinem Hotel meinen Besuch; er ist schlicht und einfach und hat für uns das besondere Interesse, daß er der einzige war, der Anno 1863 der österreichischen Einladung zum Frankfurter Fürstenkongreß nicht Folge gab.

Der katholischen Osterfeier im St. Peter ging die orthodoxe Osternacht im russischen Gesandtschaftshotel voran, zu der Meyendorff mich eingeladen hatte. In der Kapelle, die mit der Gesandtschaft in Verbindung steht, hatten sich gegen Mitternacht alle hiesigen Russen versammelt. Die Zeremonie, bei der ich nach drei Jahren wieder das alte „Gospodi pomilui“ hörte, dauerte bis $1\frac{1}{2}$ Uhr früh; dann folgte ein Souper (oder Frühstück) bis nach 3 Uhr. Unter den 60 Personen waren die katholische Gräfin Berzynski und ich die einzigen Kreuzer — die übrigen waren sämtlich Orthodoxe. Der Sekt schmeckte aber allen gleich gut.

Der Engländer Speare, dessen Ausweisung projektiert war, darf nun doch hier bleiben. Odo Russell hat sich scharf ins Zeug gelegt, und nachdem er den Anfang gemacht, ist auch Colonna, der Präsident des Rennkomitees, für den kühnen Reiter eingetreten. „Comité“ heißt übrigens dieses Institut hier nicht, sondern „Direktorium“. Warum? Weil das Wort „Comité“, seit das hiesige „Nationalcomité“ besteht, einen so hässlichen Klang in den Ohren der Papisten bekommen hat, daß es für ein Verbrechen gilt, sich des Wortes überhaupt zu bedienen. Die päpstliche Zensur streicht es auf Einladungskarten.

Wenn man solche Lappalien hört, sollte man nicht glauben, daß sich dicht neben ihnen große Dinge vorbereiten. Der Papst — honny soit qui mal y pense! — ist mit seinem Erzfeinde Viktor Emanuel in Privatkorrespondenz getreten, hat ihm den traurigen Zustand der Kirche in Italien geklagt und den König schließlich aufgefordert, einen Bevollmächtigten herzusenden, mit

dem die Kurie sich wegen der vakanten Bischofsätze und vieler anderer brennenden kirchlichen Fragen verständigen könne. Vor acht Tagen ist die Antwort gekommen: sofort nach Ostern soll Begezzi, einst Justizminister unter Cavour, mit eigenhändigem Schreiben des Re galantuomo in Rom eintreffen.

Das ist ein gewaltiger Entschluß für diesen Papst der Enzyklika und des Non possumus! Aber seine ganze Umgebung ist wütend. Er hat den Schritt gegen den Rat Antonellis, gegen den Rat der Kardinäle (!) getan, und wären wir 400 Jahre jünger, würde wohl Pio IX. in den nächsten Tagen durch Gift beseitigt.

Sein Beichtvater Stella, ein schlauer Mann (verkappter Liberaler), scheint ihn überredet zu haben: er müsse der Welt zeigen, daß er in päpstlicher Machtfülle Manns genug sei, um sich und der Kirche aus der Klemme zu helfen.

Der finstere Geist, der darob durch das Kardinalskollegium geht, brütet die erstaunlichsten Pläne aus. Man will den Papst gewaltsam aus Rom fortbringen, Herrn von Sartiges Schlingen legen, seine Drohung mit Abzug der französischen Garnison benutzen, um Pio IX. schon vorher zu entfernen und ihn Viktor Emanuels Krallen zu entreißen. Aber Pio — eigenfinnig — will bleiben, will mit dem italienischen Bevollmächtigten verhandeln!

Der Moment wird also immer interessanter!

Heute abend gibt Montebello einen Ball zu Ehren Persignys, der am Palmsonntag mit seiner Gattin hier eingetroffen ist.

Ostersonntag speiste ich mit dem alten Alerz bei Baron Diergardt, einem sehr scherhaftem Mitgliede unseres Herrenhauses. Morgen Diner bei Frankenberg mit verschiedenen Schaffgotschen und anderen schlesischen Magnaten.

Rom, 25. April 1865.

Heute ist hier etwas vor sich gegangen, was gewiß überall großes Aufsehen machen wird. Franz Liszt hat mittags in
210

der Privatkapelle des Monsignor Hohenlohe im Vatikan die Tonsur bekommen, um fortan der Welt zu entsagen und im schwarzen Priestergewande die Ruhe und Befriedigung zu suchen, die ihm sein bisheriges Leben nicht gewährt hat. Die Sache war schon lange vorbereitet. Man munkelte davon seit Monaten; nun, da die Bombe gepläzt ist, reibt sich doch jeder vor Verwunderung die Augen. Am vorigen Donnerstag, wo im Palazzo Barberini ein Konzert zugunsten eines Hospitals arrangiert war, spielte der gute Liszt noch den Erlkönig und die Alufforderung zum Tanz. Er war groß, wie immer. Das war — nach seiner Erklärung — das letztemal, daß er sich öffentlich hören ließ. Bald wird er Monsignore sein und dann vielleicht ganz andere Interessen verfolgen.

Über die Ursachen, welche ihn zu diesem Schritt vermocht haben, zirkulieren verschiedene Versionen, in denen aber immer die Fürstin Wittgenstein die Hauptrolle spielt. Einige behaupten, die Furcht, der unberechenbare Franz könne sich noch mit einem jungen Mädchen verheiraten, habe sie dermaßen aufgeregt, daß sie den ganzen Vatikan in Bewegung setzte, um durch einflußreiche Kleriker den braven Liszt zum Übertritt in den geistlichen Stand zu bewegen. Andere lehren das Blatt um und sagen, die Familie der Fürstin hätte eine Mesalliance gewittert und den Monsignor Hohenlohe, dessen Bruder der Schwiegersohn der Fürstin Wittgenstein ist, auf Liszt einwirken lassen.

Ich bin nun ungemein gespannt, den guten Liszt in seinem neuen Kostüm wiederzusehn. In jenem Donnerstagskonzert sah er angegriffen und innerlich beschäftigt aus, so daß er, als ich ihn begrüßte, nicht wie sonst seine kleinen, pikanten Witze abfeuerte.

In der vorigen Woche, als diese Geschichte Liszts hier noch nicht spielte, drehte sich Rom um Persigny und die Frage, welche geheime Mission wohl Freund „Fialin“ hier auszuführen habe. Es stellt sich nun heraus, daß er etwas

Spezielles gar nicht vorgehabt hat. Aber seine Reise ist eine Informationsreise, die dazu dienen soll, dem Herrn an der Seine ein umfassendes Bild von den italienischen und römischen Zuständen zu geben. Am vorigen Sonntag ist Persigny, nachdem er sich hier Menschen und Verhältnisse scharf angesehen, nach Neapel gereist. Später geht er nach Florenz, dann nach Bologna, schließlich über Benedig nach Wien — und wenn alles Material zusammen ist — dann wird man wohl in den Tuilerien das Nötige zusammenbrauen! Raum aber verschwindet der imperialistische Herzog am Horizont, so taucht in Rom eine neue Erscheinung auf, über deren Zwecke und Pläne die hohe Geistlichkeit sich nicht so leicht beruhigen zu wollen scheint, wie über die Mission Persignys. Am Sonnabend vor acht Tagen, dem 15. d. M., ist hier nämlich in aller Stille der Unterhändler Viktor Emanuels in der Person des Herrn Begezzi eingetroffen, der mit der Kurie über die Lage der Kirche im neuen Königreich Italien verhandeln soll. Ich hatte festgestellt, daß er sich während der Osterfeiertage incognito hier aufhielt, dem Papst am vorigen Donnerstag Abend das eigenhändige Antwortschreiben des Königs übergeben und sich in der zweistündigen Audienz der liebenswürdigsten Aufnahme seitens Seiner Heiligkeit zu erfreuen hatte.

Also ein Abgesandter dieses vielgeschmähten Königs in Rom, und sogar im Vatikan bei demselben Papst, der erst vor wenigen Monaten die ganze neue Ordnung der Dinge durch seine Enzyklika in den Bann getan. Das sind schlimme Zeichen! Die „Schwarzen“ sind außer sich! Sie geben den Papst und das Papsttum verloren. „Wir gehen,“ meinte ein hochstehender Monsignore, „wie mir scheint, erbärmlich zugrunde und verlieren alles, aber nicht hors l'honneur, sondern die Ehre inbegriffen.“

Man hatte sich so sicher gefühlt in dem „Non possumus“, seit Ewigkeiten sich an das Negieren und Abdusstenlassen gewöhnt, daß man diese plötzliche Nachgiebigkeit als Anfang des

Endes betrachtet und den Teufel selbst schon durch die Gänge des Vatikans schleichen sieht. Und das alles von Pio Nono, diesem Abgott der „Schwarzen“! Aber wie mir neulich jener Monsignore sagte, „der Popularitätskigel ist wieder wach geworden beim Heiligen Vater, ganz wie Anno 1846 und 47“. Der eigentliche Grund dürfte aber doch wohl die Unterhaltung sein, die am 4. März zwischen Sartiges und Pio stattfand und letzterem dermaßen in die Glieder gefahren ist, daß er in der ersten Erregung sich hingesezt und dem Erbfeind in Turin geschrieben hat, um sich mit ihm zu verstündigen.

Während diese Wolken sich um den Vatikan zusammenziehen, steigt die Sonne warm empor, und der Himmel über dem Kirchenstaat scheint blauer denn je!

Rom, 4. Mai 1865.

Als ich vor einigen Tagen schrieb, befand ich mich noch in meiner Wohnung mit der aussichtsreichen Terrasse. Seitdem habe ich diese Zimmer Frau von Arnim überlassen und einen andern Flügel des Palazzo bezogen, von wo aus ich einen ganz andern, nicht minder bezaubernden Blick habe. Trete ich auf den Balkon, liegt fast ganz Rom zu meinen Füßen. Im Hintergrund erhebt sich aus üppigem Frühlingsgrün der Janiculus mit seinen Klöstern, Kirchen und Villen; rechts ragt das Kloster S. Onofrio. Dort starb der arme Tasso — gerade als der Papst die Vorbereitungen zu seiner Dichterkrönung auf dem Capitol traf — geistesgestört, in einsamer Zelle. (Seine berühmte Eiche hat der Orkan des Jahres 1843 zersplittert.) Daneben dehnt sich die üppige Villa Corsini, über deren schattigen Lorbeerwäldern solche Stille und Ruhe schwelt, daß man sich meilenweit von der großen Stadt entfernt glaubt. Dieses Idyll bewohnte Christine von Schweden bei ihrem Übertritt zur römischen Kirche. Im Jahre 1797 bezog Josef Bonaparte, damals französischer Gesandter, den Palazzo. Am 28. Dezember sah er den Kampf der päpstlichen

Truppen mit den Republikanern, der sich in der Lungara ent-sponnen hatte. General Duphot erhielt an der Seite Bonapartes die tödliche Kugel. Bald darauf wurde Rom durch die französischen Truppen besetzt. Neben der Villa Corsini erhebt sich das Tor San Pancrazio, durch das die Franzosen im Jahre 1849 eindrangen. Daneben rauscht die Acqua Paola, die größte Fontana, die Papst Paul Borgheze 1612 anlegen ließ, um aus dem fernen See Bracciano ganz Trastevere mit Wasser zu versorgen.

Ich könnte fortfahren zu skizzieren, was ich vom Balkon sehe. Doch genug! Der Faden der geschichtlichen Erinnerungen reißt in Rom nirgends ab; wohin man blickt, steigt die nahe oder ferne Vergangenheit bald freundlich, bald düster empor, und je mehr man in die Einzelheiten eindringt, desto bunter werden die Bilder. Da man nicht immer einen Gregorovius zur Seite hat, kehrt man selten von einem Ausgange zurück, ohne sofort nach einem Buch zu greifen.

Freitag, 5. Mai.

In der vorigen Woche bat mich die Fürstin Wittgenstein, sie zu besuchen. Die Lisztsche Angelegenheit lässt ihr keine Ruhe. Sie erklärte mir, daß nur falsche Deutungen im Publikum zirkulierten. „Il n'a fait ce pas, ni pour échapper à un mariage, ni pour attraper le chapeau de Cardinal.“ Hätten sie sich heiraten wollen, so wäre ihnen dies — wie sie sagte — jederzeit möglich gewesen; vor vier Jahren hätten beide die Absicht gehabt, hier auch schon ein Haus gemietet, den Tag der Hochzeit bestimmt — da sei ihnen der Wunsch des Heiligen Vaters zu erkennen gegeben, nicht in Rom die Ehe zu schließen; Familieneinflüsse aller Art hätten sich im Vatikan geltend gemacht, und als gute Katholiken hätten sie dann gehorcht. Die Heiratsfurcht spielt hiernach bei Liszt keine Rolle. „Wenn er sich jetzt der Kirche widmet,“ sagte die Fürstin, „so hat er den Schritt teils aus religiösem An-

trieb, teils aus hohem künstlerischem Grunde getan — aux rois et aux princes on ne doit offrir que des fleurs qui sont cueillies dans leurs jardins.“ Die Fürstin setzte hinzu: „So will Liszt sich auch ganz in die Religion vertiefen, um der Kirche seine Kunst zu weihen.“

Da Liszt mir hatte sagen lassen, daß er mich besuchen wolle, ging ich von der Fürstin direkt in den Vatikan, wo ihm auf Befehl des Papstes eine Wohnung überlassen ist (in den früheren Appartements Hohenlohes). Ich fand ihn sehr vergnügt. Die kleine Tonsur bemerkte ich nicht. Die Verkürzung seines welthistorischen Haars stand ihm sehr gut. Er trug die lange schwarze Soutane, Schuhe und Strümpfe. Der schwarze dreieckige Hut lag auf dem Tisch. Er ist ein unbeschreiblich guter Kerl. Dabei beabsichtigt er keineswegs — wie er sich ausdrückte — der Musik zu entsagen: „Je leur montrerai ce que c'est que la musique en soutane!“ —

Der Tod des Großfürst-Thronfolgers hat die hiesige russische Kolonie in Trauer versetzt. Viele sind sofort nach Nizza geeilt. Ein großes Fest mit Musik und bengalischem Feuer, welches Miatleff in den Bädern Caracallas geben wollte, ist abbestellt. Das Rückenleiden des Großfürsten soll durch einen Sturz herbeigeführt sein, den er vor drei Jahren beim Rennen in Zarskoje-Selo getan. Infolge dessen hat sich wohl der Abszeß gebildet, den man bei der Sektion im Rückenwirbel fand. Das hat er zu spät, erst im vorigen Winter, bemerkt, als er beim Eisfahren den jüngeren Bruder, der gefallen war, aufheben wollte; beim raschen Bücken spürte er eine plötzliche Lähmung.

Begezzi, der Abgesandte des Re galantuomo, bildet noch immer das Tagesgespräch. Er verhandelt eifrig mit dem Papst, mit Antonelli und geht jetzt nach Turin zurück, um Bericht zu erstatten. Frankreich tut so, als ob es sich gar nicht in die Sache mischt; dadurch wird die Angelegenheit scheinbar zu einer rein italienischen, und Pio Nonno ist überglüchlich in dem

Wahn, daß er die Franzosen beiseite läßt. Aber Louis hat unbemerkt seine Hand sehr tief mit im Spiel . . .

Rom, 26. Mai 1865.

Gestern ist Arnim nach Neapel gegangen, wohin seine Frau mit den Kindern bereits vor acht Tagen gereist ist, um der hiesigen Hitze zu entfliehen. Ich werde wohl bis nach Pfingsten das Haus zu hüten haben.

Die Hitze dieses Jahres ist von Regenmangel begleitet. Seit dem 4. April hat es hier nur einmal geregnet, während in anderen Jahren gerade diese Zeit reich an befruchtenden Gewittern war. Die arme Campagna lechzt nach Wasser und wird jeden Tag durrer und gelber.

Vor einiger Zeit fuhr ich mit Freunden nach Castel Fusano, um die Fürstin Campagnano zu besuchen, die dort den Monat Mai zuzubringen pflegt. Mitten im schönsten Pinienwald, etwa zwanzig Minuten vom Meer entfernt, liegt das mittelalterliche Castel, das aber höchstens bis Anfang Juni bewohnbar ist; dann kommt die Fieberluft und zugleich werden die Mückenschwärme unerträglich, zwei Leiden, von denen in Ariccia, dem anderen Besitz der Campagnanos, nichts zu spüren ist. Für den April und Mai kann man sich jedoch keine schönere Villeggiatur denken als unter den wogenden Pinienkronen Fusanos. Das wußte auch schon vor achtzehnhundert Jahren des Herrn von Plinius Exzellenz, der sich in derselben Gegend, nur dem Meeresstrand etwas näher, eine Villa baute, von der freilich nichts mehr übrig ist. Nur der Rosmarin, dessen Duft der alte Herr in seinen Briefen hervorhebt, hat sich hier noch in alter Kraft erhalten. Diese antik-botanische Notiz verdanke ich dem Dr. Allerz, der sie mir bei der Abfahrt verriet. Als ich nach dem Frühstück mit der Fürstin Toni in einem leichten Ponywagen, den sie selbst sehr geschickt lenkte, durch die Waldungen fuhr, erhob sich plötzlich ein so eindringlicher Rosmaringeruch, daß ich eine halbe Minute

meine reizende Begleiterin vergaß und der Phantasie einen Ausflug à grande vitesse nach unseren alten Hansestädten gestattete, wo das edle Kraut die schönen Alalsuppen so vervollkommenet. Von dieser gastronomischen Benützung hat der Bielwisser Plinius keine Ahnung gehabt, er schwärmt nur von dem stärkenden Einfluß, den der Rosmarin auf das Gedächtnis ausüben soll!

Am folgenden Tage fuhr ich mit Arnims, Baron Hübner (Vater), Monsignore Nardi und Visconti nach Ostia. Seit meinem vorjährigen Besuch waren neue Ausgrabungen gemacht, und Visconti wußte sie so anschaulich und geistreich zu erklären, daß wir erstaunten, als wir merkten, daß der kurze Gang drei Stunden gewährt hatte.

Am Eingangstor der Stadt stehen noch Reste des Wacht-hauses und des Zollgebäudes, deren Chicanen, ganz wie in modernen Städten, den ahnungslos Ankommenden zuerst begrüßten. Am Wachthause liegt eine große Marmortafel, deren runde Zeichen andeuten, daß die Soldaten darauf irgendein Spiel trieben, bei dem sie sich gegenseitig, wohl unter lautem Gelächter, jene Aßen und Unzen abnahmen, an denen heute in unseren Museen das Publikum ehrfurchtsvoll vorbeizieht.

In der gegenüberliegenden Douane fand man die Gewichte zur Feststellung des Eingangs zolles. Zwanzig Schritt weiter gelangt man auf einen größern Platz, noch heute dem Schutzheiligen der Stadt geweiht; der kleine Altar zeigt die Inschrift: Genio Loci.

Vorigen Dienstag hatten wir bei uns ein kleines Diner, bestehend aus Chimays, Baronin Meyendorff, Russell und Liszt. Arnim hat aus Portugal einen vortrefflichen Almontilado mitgebracht, den Liszt im Laufe des Winters mit großem Verständnis schlürfte. Sein Abbégewand verhinderte ihn auch am Dienstag nicht, diesem Sohn der europäischen Westküste alle Ehre anzutun. Nach Tisch spielte er auf Arnims schönem Bechstein etwa zwei Stunden hindurch hinreißend schön. Eine

seiner Polonaisen war unvergleichlich. Wie ein Mephisto saß er am Flügel und schleuderte triumphierend rechts und links seine dämonischen Blicke.

Tags zuvor machte ich einen großen Spaziergang mit Gre gorovius durch die Villa Negroni. Sie ist das Werk des Papstes Sixtus V., jenes gewaltigen Herrn, der als Knabe bei seiner Vaterstadt Montalto die Schweine hütete und als Greis die glänzende Tiara trug, die er mit Ruhm und Glorie umgab. Als er Kardinal ward, legte er auf dem Wall des Servius und zwar auf dem höchsten Punkt (Monte della Giustizia von ihm benannt) einen Weinberg an, dem er nach seinem Geburtsorte den Namen Montalto gab. Dort ließ er ein kolossales Standbild der Minerva errichten und auf dem Fußgestell sein Wappen anbringen: einen Löwen, der in den Krallen drei Birnen (peri) trägt, eine Anspielung auf seinen Namen Peretti. Diese Minerva steht noch heute, aber die Zypressen, mit denen der Papst sie umgab, sind gefallen: mitten durch den historischen Weinberg ziehen sich jetzt die Anlagen des Zentralbahnhofs.

Rom, 30. Juni 1865.

Eine wundervolle sizilianische Reise liegt hinter mir. Wider und sein amerikanischer Bruder begleiteten mich. Letzterer lebt in St. Louis und war nach Rom gekommen, um seinen Bruder nach fast zwanzigjähriger Trennung wiederzusehen. Neapel hatte ich seit 1860 nicht besucht. Inzwischen ist es von der Höhe einer bourbonischen Residenz zur italienischen Provinzialstadt herabgestiegen, hat aber durch diesen Wechsel nichts von seiner Schönheit, seinem pulsierenden Leben eingebüßt. Da liegt nun das Schloß, von dem noch vor kurzem das Königspaar seine Blicke über den entzückenden Golf schweifen ließ — und jetzt! Beide ohne Krone, ohne Glanz im düsteren Palazzo Farnese die Tage vertrauernd. Man begreift, daß schon die Sehnsucht nach dem zauberhaften Neapel ihre Hoff-

nung auf eine Restauration wach erhält. Und doch — ich kann mir keine Konstellation denken, welche das Königspaar in die frühere Residenz zurückzuführen vermöchte. Der Haß gegen die bourbonische Wirtschaft überwiegt in Neapel die Abneigung gegen das piemontesische Regiment. Letzteres hat es schwer, dort Boden zu fassen. Das läßt sich nicht leugnen; aber die neapolitanische Antipathie gegen die Nordländer wird schließlich der Gewalt des italienischen Nationalgefühls weichen müssen.

Am 14. nachmittags bestiegen wir den „Corriere Siciliano“, mit dem wir am folgenden Morgen in den bezaubernden Hafen von Palermo einfuhren. Der arme Goethe brauchte im Jahre 1787 fünf Tage, um auf der „Cornetta“ denselben Weg zurückzulegen, und klagt über anhaltende Seekrankheit, die er freilich benutzte, um die beiden ersten Akte Tassos umzuarbeiten.

In der Via Butera, dicht neben dem Palais des Fürsten Butera, liegt der vortreffliche Gasthof „Trinacria“, dessen freundlicher Besitzer, Ragusa mit Namen, uns ein reizendes Quartier mit der Aussicht auf den Golf zur Verfügung stellte.

Palermos Hauptsehenswürdigkeiten haben wir in drei Tagen möglichst komprimiert auf uns wirken lassen: die schöne Klosterkirche, den wundervollen Klosterhof in Monreale, das alte Sarazenschloß Zisa, den Palazzo Reale, der nacheinander, arabische, normannische, hohenstaufische Herrscher sah. Hier hat Kaiser Friedrich II. seine Kindheit verlebt. Und nun jene mit dem Palast verbundene Kapelle „Palatina“, deren Mosaiken alles, was Rom, Venetien und das übrige Italien in dieser Art bieten, an Pracht und Schönheit übertreffen! Endlich die große Kathedrale, wo in mächtigen Porphyrsarkophagen die Hohenstaufenkaiser ruhen.

Die Fürstengeschlechter und Eroberer, die Sizilien beherrschten, Griechen, Araber, Normannen, Schwaben, die Anjous, dazu die sizilianische Besper, dann Spanier, Bourbons — alles rauscht nur allzu rasch am flüchtigen Besucher vorüber.

Dabei greifen die einzelnen Phasen ineinander, z. B. die arabische und normannische Epoche in so friedlicher Weise, daß auf Mosaiken und Säulen mancher christlicher Kirchen die Inschriften arabisch sind. Die klugen Normannenfürsten zeigten sich gegen die besieгten Araber sehr tolerant, teils weil sie deren höhere Bildung in Kunst und Wissenschaft zu würdigen wußten, teils weil sie nicht zahlreich genug gekommen waren, sich daher gezwungen sahen, der überwiegenden sarazениschen Bevölkerung tunlichst sich anzupassen.

Klima und Lage Palermos sind paradiesisch!

Einen schöneren Korso, als hier die vornehme Welt jeden Abend hält, kann man sich nicht denken. Nach Sonnenuntergang versammeln sich am Meerestrande Hunderte von Karossen, deren herrliche, wie man sagt, Rassen des klassischen Altertums entstammenden Rosse bis zur Dunkelheit unter den Klängen italienischer Musik den Golf hinauf- und hinabparadieren, während eine vom Ufer etwas entfernt liegende schattige Allee sich mit Fußgängern füllt, welche die Equipagen, das Konzert und die schöne Damenwelt bewundern.

Vor unserer Abreise von Rom hatte man uns alle möglichen Geschichten von afrikanischer Hitze und sizilianischen Räubern erzählt. Liszt stellte mir für den Fall, daß wir gefangen würden, ein Konzert und mindestens zehntausend Scudi als Lösegeld für unsere Befreiung in Aussicht. Der alte Theiner und viele Römer erklärten es für unmöglich, im Juni die Kornkammer des alten Rom zu bereisen. Statt dessen traf ich dort die üppigste Vegetation und Farbenwunder des Meeres, des Himmels und der Gebirge, wie ich sie nie gesehen hatte.

Überfällen sollen Einheimische eher ausgesetzt sein; doch spricht man nicht gern davon. Der östliche Teil der Insel scheint von dieser Plage nicht heimgesucht. In Palermo dagegen hatte Gesindel die frühere Schwäche der dortigen Präfektur benutzt, um in Stadt und Umgegend Unfug zu treiben.

Seitdem aber Gualterio als Präfekt nach Palermo geschickt ist, hat das nachgelassen.

Da die Sizilianer unter den Bourbons sich vom Militärdienst durch drei bis vier Millionen Piaster jährlich freikaufen konnten — für diese Summen wurden die Schweizer Regimenter in Neapel unterhalten — machte unter der jetzigen italienischen Regierung die Rekrutenaushebung anfangs Schwierigkeiten. Diese sind überwunden. Von verschiedenen Seiten versicherte man mir in Palermo, Messina und Syrakus, daß die Sizilianer sich jetzt bereitwilligst zum Dienst einfinden. Sie werden ins Hauptdepot nach Genua geschickt, von dort den verschiedenen Regimentern zugeteilt, und wenn sie nach sechs Monaten auf Urlaub in die Heimat zurückkehren, wissen sie Behandlung und gute Rost zu loben und können sich nebenbei noch rühmen, etwas von der Welt gesehen zu haben. Der wunde Punkt Süditaliens sind Kalabrien und Apulien, das eigentliche Königreich Neapel. Dort ist der Brigantaggio noch in höchster Blüte und rekrutiert sich immer von neuem aus den früheren bourbonischen Soldaten, denen sich zahlreiche heeresflüchtige Landbewohner zugesellen.

Den „beiden Sizilien“, Neapel und der Insel, fehlt gegenseitige Zuneigung, obgleich beide Länder seit acht Jahrhunderten unter derselben Herrschaft standen. Der Neapolitaner hat überhaupt in Italien keine Sympathien; der Sizilianer liebt ihn so wenig, daß er in jedem Gespräch mit einem Fremden sofort durchblicken läßt, daß er mit dem Neapolitaner nichts zu tun habe.

Dr. Schubring aus Dessaу, der zu archäologischen Zwecken Sizilien bereist, erzählte viel Interessantes über die Insel. Er berechnet die Zahl der verschiedenen Völkerschaften, die im Lauf der Jahrtausende sich nacheinander auf Sizilien niedergelassen, auf sechsunddreißig. Daß dadurch die Sprache sich eigentlich ausgebildet hat, ist begreiflich.

Sonnabend nachmittag fuhren wir mit dem Schrauben-

dampfer „Milano“ nach Messina, passierten ungefährdet durch Scylla und Charybdis, die schöne Meerenge von Messina und dampften nach kurzem Aufenthalt in der Stadt die lachende Ostküste Siziliens entlang.

Syrakus war der südlichste Punkt unserer Inselfahrt. Wider rief, um uns auf das Furchtbare unserer geographischen Lage aufmerksam zu machen, tiefstöhnend aus: „Wir kommen immer weiter von Swinemünde weg!“

Für den folgenden Tag war eine große Arbeit zu bewältigen: die Altstücke aus den Zeiten der Macht und Größe der einstigen Halsmillionenstadt. Das jetzige Syrakus ist ein Provinznest. Unter den Bourbonen ist es ganz heruntergekommen. Weil der Regierung der unabhängige Sinn der Syrakuser zuwider war, wurde der Sitz der Präfektur von dort nach Noto verlegt. Jetzt soll Syrakus sie wieder erhalten.

Die Altstücke entstammen der besten Zeit der griechischen Kunst. Hier wird einem zum ersten Mal deutlich, was so eine alte, dicke, dorische Säule in der Welt vorstellt. Davon haben wir in Rom nichts aufzuweisen; Sizilien aber ist Griechenland.

Die Latomien hat wohl niemand ohne Entzücken betreten, außer den Gefangenen, für welche Dionysios diese Steinbrüche einrichtete. Heute sind sie in Gärten verwandelt, deren Vegetation wahrhaft phantastisch ist. Das geht noch über Italien hinaus: es ist die ganze Pracht des Orients! Von turmhohen Felsmauern eingeschlossen, über die kein Staub, kein Luftzug eindringt, hat sich hier ein Paradies gebildet — das ist auch der Name — dessen Felswände bald im zartesten Rosenrot, bald in tiefem Schwarz glänzen. Durch die Öffnungen, über Zacken und Riffe der Riesenmauern leuchtet ein wonnig blauer Himmel in den feuchten Felsengrund und zaubert hier eine Vegetation hervor, in der man sich wie in einer Märchenwelt bewegt. Neben Feigen wuchern enorme Orangen,

an den Felswänden ranken Schlingpflanzen, unter ihnen in besonderer Pracht eine große dunkelblaue Glockenblume. Man glaubt sich in einen Garten aus Tausend und einer Nacht versetzt.

Bei unserer Ankunft in der Stadt erzählte uns der Wirt, daß er während der Sommersaison, wo Fremde selten, seine Table d'hôte habe eingehen lassen. Wir wandten uns daher an ein Restaurant, das sich neben unserer Locanda etabliert hatte und fanden dort nicht nur recht gute Küche, sondern zugleich Stoff zu manchen Betrachtungen. Tommaso Marconi, der Besitzer, war nämlich, wie die meisten guten Köche, ein furchtbarer Bummler, hatte in Rom, wie er sagte, in den ersten Häusern gearbeitet, war aber vor sieben Jahren aus irgendeinem verschmitzten, uns unbekannten Grunde genötigt worden, auszuwandern und seitdem in Italien herumvagiert. Zuletzt hatte er in Catania in seiner „Trattoria della bella Venezia“ bankrott gemacht, sich aber für diesen Verlust dadurch zu entschädigen gewußt, daß er eine reizende Syrakusanerin, Concetta, geheiratet, mit der er nun in deren Vaterstadt sein Glück versucht. Alle diese Geheimnisse hatten wir schon nach einer Viertelstunde aus dem ganzen Wesen Concettas erraten, deren zorniges Rabbiata-Augen aussprach, daß ihr Gemahl ein „rechter Strick“ sei. Dabei sorgte sie mit solcher Umsicht für die Gäste, daß man ihr deutlich anmerkte, wie sehr sie darauf bedacht war, alles gutzumachen, was Signore Tommaso durch seine Bummelei hätte verderben können. Als wir aber fragten, ob sie nicht einmal mit Tommaso nach Rom kommen wolle, rief sie mit zornflammendem Auge aus: Nicht eher, als bis Pio Nono tot ist! Tommaso hat ihr sicher aufgebunden, daß er in Rom für staatsgefährlich gehalten und bei Antonelli verdächtigt worden sei; und die schöne Concetta mag diesen politischen Heiligschein ihres Gatten ganz gläubig mit in den Kauf genommen haben. Als die übrigen Gäste sich verzogen, fasste das junge Ehepaar Vertrauen, und nun kam ein Onkel Tommasos aufs Tapet, der in der Ripetta in Rom ein Café

besitzt und für den Wider einen sehr wichtigen Brief Tommasos mitzunehmen versprach. Der Herr Onkel soll nämlich schleunigst Geld schicken, und wenn das ankommt, wird die schöne Concetta wohl vergnügter werden.

Das Haus, in dem diese Trattoria sich befindet, gehört dem Cavaliere Landolina, dem Freunde Platens. Der Dichter starb im ersten Stock. Sein Grab liegt außerhalb der Stadt in Landolinas Garten. Das Monument ist so verfallen, daß König Ludwig von Bayern kürzlich zwei Architekten geschickt hat, um dem „deutschen Horaz“, wie die Grabschrift sagt, ein neues Denkmal zu errichten.

Nicht weit davon liegen auch die berühmten — ursprünglich griechischen — Katakomben, welche sich mit ihren Straßen, Nischen, Sälen viele Meilen weit — eine große Totenstadt unter der Erde — ausbreiten. Dort fanden viele Hunderttausende von Christen ihre Ruhestätte. Neben dem Eingang birgt die kleine Kirche San Giovanni, die älteste Siziliens, eine Krypta mit byzantinischen Wandmalereien.

Am Mittwoch früh dampften wir zurück nach Catania und bestiegen eine offene Ralesche. Es war eine unvergeßliche Fahrt: links stundenlang der hohe majestätische Ätna, rechts das blaue Ionische Meer, zu dessen Strand einst jene Lava hinunterfloß, auf der nun feurige Weine gedeihen — die ganze Gegend menschenbelebt, ein lachender Garten, dessen Bewohner sich durch den Anblick des dämonischen Ätna nicht schrecken lassen, obgleich der hohe Herr immer raucht und abends manchmal einen roten Kopf bekommt; steigert sich aber seine Unruhe bis zu Ausbrüchen, so läuft die paradiesische Umgegend Gefahr, von der Lava vernichtet zu werden. Dann fliehen die Bewohner; sobald aber der tobende Feuerstrom stockt, allmählich erstarrt, entspreißen ihm von neuem die schönsten Reben, ziehen sich in bacchantischer Lust bis an den Uferrand, so daß ihre Trauben und Gewinde in die Fluten des Meeres zu tauchen scheinen.

Den Sonnenuntergang, den wir vom griechischen Theater in Taormina sahen, übertraf an Pracht alles. Nach Süden schweift dort das Auge über das purpurne Meer bis Syrakus, im Norden bis zur Meerenge von Messina mit den fernen Bergzügen Kalabriens. An diesem schönsten Punkt Siziliens — vielleicht der Erde — lauschten einst, von den Sizien des Amphitheaters, Taorminas Bewohner den unsterblichen Worten der klassischen Dichter.

Bei Don Francesco, vom Garten der „Locanda al Timeo“, hörten wir noch spät die vom Marktplatz herüberwehenden Klänge eines Konzerts: Verdi, Donizetti, il Baccio und zum Schluß ein Musictableau der Schlacht von Melazzo mit der Garibaldi-Hymne, bengalischem Feuer, Kanonenschlägen und dem verhallenden dumpfen Wirbel der bourbonischen Truppen, die den Rückmarsch antreten. Und das alles zur Vorfeier des morgigen Festes der Dominikaner, die unter den Ordensgeistlichen für die Grandseigneurs gelten und hier auf ihre Kosten solche Garibaldi-Ovationen veranstalten. Wenn das Pio Nono hörte!

Rom, 23. Juli 1865.

Arnim hat seit Anfang dieses Monats eine Villa in Albano gemietet, wo ich mehrere Tage der Woche bei ihm zubringe. Frau von Arnim ist vor drei Wochen mit den Kindern nach Tegernsee gereist. Er selbst hat nun Urlaub erhalten und wird Anfang August Rom verlassen.

Ich war zwei Tage in Civitavecchia bei Meyendorff, der dort badet, während seine Frau in der Schweiz ist. Als ich gestern früh ein Seebad nahm, kam gerade der Dampfer von Marseille an; dieses Schiff betrachtete ich mir aber sehr genau, denn ich sagte mir, daß darin ein Brief von meiner guten Mutter liegen könnte. Ich hatte mich nicht getäuscht.

Mit Meyendorff besuchte ich Corneto, das alte Tarquinii, im Etruskerland. Auf einer kleinen eleganten Yacht, die ihm

ein Freund zur Disposition gestellt, segelten wir nach Porto Clementino. Obgleich es jetzt nur ein verfallenes, kleines Fischerfest ist, war zur Landung ein von der Sanitätsbehörde in Civita ausgestelltes Attest vorzuzeigen, daß „an Bord“ unsers Schiffes — wir hatten vier Mann Besatzung! — keine Epidemien herrschten!

In der Nähe sind berühmte alte etruskische Begräbnissstätten, in die man mit Fackeln hinabsteigt. Sie sind über 2200 Jahre alt, die Wandmalereien noch ganz frisch. Flötenspieler und Tänzerinnen schweben in graziösen Posen über die Wände der Grotten; man glaubt, mehr in Boudoirs als in Totengräften zu sein.

Rom ist jetzt still; auch in Albano sind verhältnismäßig wenig Bekannte. Das Königspaar hat dort eine Villa Altieri gemietet, aber die neapolitanische Emigration ist ihnen nur sparsam gefolgt. Die Herren fangen an, die Schwierigkeit der Situation zu empfinden, während sie sich noch im vorigen Jahre zahlreich einfanden. Wie langweilig muß dies Leben für die schöne Königin Maria sein, deren einziges Vergnügen darin besteht, spät abends, gefolgt von ihrem bayrischen Stallmeister, spazieren zu reiten. Sie scheint zu leiden und fühlt wohl Sehnsucht nach ihrem schönen bayrischen Hochland.

Rom, 16. August 1865.

Arnim ist vor zehn Tagen auf Urlaub gegangen. Ich wohne nun wieder im Caffarelli. Schade, daß ich nicht durch einen Besuch aus Deutschland erfreut werde. Ich sehe mitunter nicht ein, warum z. B. mein guter Bruder nicht mit einigen Freunden hierher pilgert, nicht etwa um meine angenehme Phisiognomie wiederzusehen, sondern um unter meiner Führung in 2—3 Wochen einen Begriff von dieser Stadt zu erhalten, die kennen zu lernen noch niemand bereut hat. Ich denke häufig an eine derartige unmögliche Möglichkeit und erfreue mich dann einige Minuten daran, die Exklamationen des Entzückens derjenigen zu hören, die ich mir hierher wünsche.

Lezte Nacht mußte ich ganz plötzlich nach Petersburg abreisen. Ich sah die Newa wieder, das Winterpalais, Eis, Schnee, Kopaken, Schlitten — und alles so deutlich und bestimmt, daß, als ich beim Aufwachen sofort meine Balkontüre öffnete, ich die gute, alte Peterskuppel zweimal ansehen mußte, um mich zu überzeugen, daß ich nicht die heilige Isaakskuppel vor mir hatte, sondern das wunderschöne Rom, das sich unter dem reinsten blauen Morgenhimme majestätisch vor mir ausbreitete. Das Erwachen war entzückend; reizend klangen die Glocken, die zur Frühmesse läuteten — ich war überglocklich, statt des geträumten dicken Pelzes an mir ein Gewand zu entdecken, dessen Leichtigkeit mich wohl verhindert haben würde, einen Petersburger Balkon damit zu betreten.

Casino Chigi, Ariccia, 28. August 1865.

Vorgestern, Sonnabend, ging ich nach gewohnter Weise hierher, um in dem reizenden Ariccia den Sonntag und den heutigen Tag bei meinen beiden netten portugiesischen Kollegen zuzubringen, die das Casino bewohnen. Und am 21. August verlebte ich sehr amüsante Stunden in Castel Gandolfo bei Pio Nono.

Gegen 1 Uhr hatte ich bei ihm eine sehr gemütliche Audienz in seinem kleinen Kabinett. Wenn er von sich selbst spricht, so tut er dies immer in der dritten Person, nicht „moi“ und „je“, sondern: „le Pape“. Also: Le Pape espère que les affaires à . . . iront bien; die Personen, die zu ihm kommen, redet er an: Mio caro, oder mio figlio, mio caro incaricato d'affari.

Nach der Audienz wird man zur Tafel geladen, die um 2 Uhr beginnt. Man versammelt sich aber schon um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr, weil der Papst, der selbst nicht mitspeist, seinen Gästen vorher noch die Ehre seines Besuches schenkt. Man geht durch ein Zimmer, in welchem unter einem hohen Baldachin ein Tisch mit einem Rouvert, Brot, einer Flasche Wein und einem

Kruzifix steht; dort nimmt Pius IX. seine einsame Mahlzeit ein. Dann gelangt man in ein großes Billardzimmer, und hier erscheint der Papst gegen $1\frac{3}{4}$ Uhr, um mit seinen Gästen zu plaudern und dann auf dem Billard mit kleinen Kugeln eine Art Boccietto zu spielen.

Außer mir waren zur Tafel geladen Kardinal Roberti, ein spanischer Diplomat, der französische General Jamie und die Mitglieder der Anticamera, Monsignore Borromeo (Maggior domo des Papstes), Monsignore Pacca (Maestro di Camera), Monsignore Talbot und Ricci (Camerieri di Mantellone). Als der Papst eintrat, machte die ganze Versammlung — Kardinal Roberti und ich ausgenommen — eine Kniebeugung. Alle die Personen, die nachher noch eintraten, verschiedene Guardie Nobili und andere Offiziere, fielen dreimal vor dem Papst auf die Knie; diejenigen, die ihm etwas zu sagen hatten, mußten auf den Knien liegen bleiben; eine Gymnastik, die besonders einem armen Ordonnanzoffizier der Dragoner in seiner dicken Uniform sehr schwer wurde.

Während des Boccietospils machte der alte Herr fortwährend Witze, wie er überhaupt sehr vergnügt war. Als er die letzte Kugel wegrollen ließ, sagte er: „mon règne sera bientôt terminé.“ Solche Anspielungen auf die Gefahren, die den Heiligen Stuhl umgeben, macht er jetzt fortwährend, besonders seitdem man hier anfängt, ernstlich einen eventuellen Abzug der Franzosen im Herbst 1866 zu erwägen.

Um 2 Uhr empfahl sich der Papst. Wir begaben uns zum Diner. Nicht übermäßig gut. Ein Punsch à la Romaine war ausgezeichnet und der Selt gut frappiert. Ich saß neben Borromeo, mit dem ich mich vortrefflich müsierte. Er ist ein ganz „gerissener Junge“, dem die tollsten Geschichten nachgesagt werden, so daß er, bei einer etwa eintretenden Veränderung der Dinge, gewiß schleunigst Rom verlassen muß. Die reizende Signora Pomponi wird dann sehr traurig sein.

Rom, 29. August 1865.

Ein Ausflug nach dem alten Anagni im Hernikerlande!

Abends gegen sieben traf ich dort mit Dr. Helbig, einem jungen, fidelen Dresdener ein, der hier an Stelle des nach München berufenen Professor Brunn Sekretär unseres archäologischen Instituts geworden ist. In den engen Straßen drängten sich Tausende von Landleuten und Bergbewohnern, die alle in Nationaltracht zum bevorstehenden Kirchenfest gekommen waren. Wir fielen mitten in eine Prozession, die sich mit Kerzen und Musik von einer Kirche zur anderen bewegte.

An Unterkommen im Wirtshaus war nicht zu denken. Doch in anderer Weise war bereits für uns gesorgt.

Von alters her bestehen in Anagni zwölf Patriziergeschlechter, welche den stolzen Namen der „Sterne“ führen: le duodeci stelle di Anagni. Zweien dieser Familien, den Ambrosi und Martinelli waren wir anempfohlen. Ein Advokat Raphaele Ambrosi, von Rom mit Helbig bekannt, führte uns bei seinen Eltern ein, und da ein Martinelli wegen einiger archäologischer Schriften zum korrespondierenden Mitglied des Instituts ernannt ist, wurden wir auch von dieser Gens sehr freundlich aufgenommen und fühlten uns unter all den Sternen bald wie im siebenten Himmel.

Den Abend brachten wir mit besagtem Martinelli zu, einem Hauptoriginal, 69 Jahre alt, aber noch so rüstig wie ein Vierzigjähriger und lebendig wie der tollste deutsche Student, seines Zeichens Ingenieur, Italianissimus, früher Offizier, in welcher Eigenschaft er die Verteidigung Venetios mitgemacht hat. Er sprüht Feuer und Flamme, wenn er von den Bastionen spricht, die er gegen die „Austriaci“ verteidigt hat; dabei halb taub, so daß für die Unterhaltung immer die lautesten Register gezogen werden mußten.

Mit ihm unternahmen wir am folgenden Morgen unsere Wanderung in und um Anagni. Der Berg mit der Stadt liegt in einer weiten Ebene, die rundumher von den „helden-

haften" Hernikerbergen begrenzt wird. Aus der Römerzeit stehen noch Stadtmauern und Ruinen großer Bauten.

Im Jahre 1556, beim Kriege Pauls IV. Caraffa gegen Neapel, wurde die Stadt von Alba belagert. Ein Torquato Conti verteidigte sie. Aber mit Alba war nicht zu spaßen. Durch drei Breschen, die noch heute in der Mauer offen liegen, drangen die Spanier in die Stadt; der alte Martinelli zeigte uns, unter den furchtbarsten Verwünschungen gegen den „Unterdrücker der niederländischen Freiheit“, zwei kolossale Steinkugeln, die sich damals verwüstend in Anagni niedergelassen hatten und jetzt friedlich in Martinellis Narritätenkabinett paradieren.

Die glänzendste Zeit erlebte Anagni unter dem Papst Bonifazius VIII. († 1303), dem großen Gaetani, der selbst von dort gebürtig war. Seine Familie gehört noch heute zu den „stelle“. Er hielt dort Hof und liebte besonders das nahegelegene Anticoli, weil das dortige Wasser gegen Steinschmerzen und Korpuslenz schützt. Die vom Pater Theiner herausgegebenen Urkunden nennen die Zahl der Maulesel und Führer, welche dieses Bichywasser des dreizehnten Jahrhunderts an den Hof des Papstes schaffen mußten.

Vom Palast selbst sind noch heute gewaltige Reste erhalten, in denen der alte Martinelli uns schmunzelnd herumführte. Denn in dem Frauenkloster, welches sich jetzt auf den Grundmauern erhebt, lebte vor etwa vierzig Jahren eine schöne Nonne, deren Reize den damals jugendlichen Ingenieur nicht unempfindlich gelassen, vielmehr seine Gewandtheit in der Strickleitergymnastik derartig entwickelten, daß ein hohes Klosterfenster, auf welches der greise Romeo bedeutungsvoll hinwies, doch nicht unerreichbar gewesen . . .

Ein blutiges Drama sah der päpstliche Palast im Jahre 1303, als Bonifazius dort von den Colonna und dem französischen Kanzler Nogaret gefangengenommen wurde. Alle Kardinäle hatten Seine Heiligkeit verlassen. Stadt und Schloß waren genommen. Der Papst sieht sich schon dem Untergange

preisgegeben. Aber er will in großem Stile unterliegen, will als Pontifex maximus der Christenheit enden. Er lässt sich daher den Mantel St. Peters umlegen, setzt die Krone Konstantins auf sein Haupt und lässt sich, in den Händen die Schlüssel und das Kreuz, auf dem päpstlichen Stuhl nieder. So wird er von Sciarra Colonna ergriffen.

Nach wenigen Tagen wurde er freilich durch die treuen Anagnesen wieder befreit und kehrte nach Rom zurück. Aber die Szene mit Colonna hatte ihn doch stark mitgenommen. Er erkrankte, soll sich wie ein Rasender zerbissen haben, bis er endlich am 12. Oktober 1303 starb. Ein Chronist sagt von ihm: „Er war ein beherzter Sünder; er trat auf wie ein Fuchs, regierte wie ein Löwe, starb wie ein Hund.“

In der schönen Kathedrale in Anagni werden noch viele Erinnerungen an diesen gewaltigen Herrn gezeigt, seine Kapelle, seine Meßgewänder — was sehr interessant war, uns aber doch nicht in die richtige mittelalterliche Begeisterung versetzte, da wir beim Eintritt in den prächtigen Dom, während unter rauschender Musik das Hochamt zelebriert wurde, die ganze schöne Welt Anagnis erblickten: die reizenden Töchter der Sternengeschlechter und die Landmädchen in den malerischsten Kostümen!

Den Schluß der Reise bildete ein furchtbar fideles Diner bei Martinelli.

Rom, 15. September 1865.

Vor einigen Tagen war ich im Gebirge, um das alte, berühmte Kartäuserkloster Trisulti und das Trappistenkloster Casamari zu besuchen. Beide Klöster liegen nicht weit von der neapolitanischen Grenze in den Schluchten, die während der Jahre 1860, 1861 und 1862 durch die Chiavones, Tristantis und Zimmermanns eine klassische Berühmtheit erlangt haben. Noch heute wimmeln sie von Brigantenbanden.

Es war daher die Frage, ob es ratsam sei, sich in jene Gegenden zu begeben. Erst in voriger Woche wurden zwei französische Maler, die sich unter Bedeckung von sechs franzö-

fischen Soldaten von Alatri nach Trisulti begeben wollten, von Briganten überfallen; zwei wurden entwaffnet und ins Waldesdunkel geschleppt, um dort erschossen zu werden. Die beiden Maler aber erhielten von den Briganten die sehr höfliche Einladung, ihnen ebenfalls dorthin zu folgen. Man sagte ihnen gute Behandlung zu für den Fall eines Lösegeldes.

Plötzlich erschallt Trommelvirbel: ein anderes französisches Detachement kommt zufällig desselben Wegs, nicht ahnend, daß nicht weit von ihnen vier Landsleute in Gefahr schweben. Gleichzeitig erschienen auf der Spitze des Berges die vier übrigen Soldaten, die den Malern mitgegeben, aber zurückgeblieben waren. Raum werden die Briganten ihrer ansichtig, so lassen sie (in der Meinung, daß diesen Vieren das trommelnde Detachement folge) ihre Beute fahren.

Diese Geschichte wurde mir am vorigen Sonnabend noch spät abends aus dem „Café Greco“, wo die beiden französischen Maler eingetroffen waren, gemeldet.

Ich hatte mich aber zum folgenden Sonntag früh mit Cartwright, einem Engländer, der seit zehn Jahren in Rom lebt, zu der Gebirgspartie verabredet, und da sich Räubergeschichten an Ort und Stelle immer viel weniger grausig ausnehmen, so blieben wir bei unserm Reiseplan.

Kardinal di Pietro hatte mir einen Empfehlungsbrief an den Prior von Trisulti mitgegeben, damit wir aufs beste aufgenommen würden. Außerdem hatte ich ein Schreiben an den Governatore von Alatri, Don Philippo Castellari.

Nachmittags standen in Alatri zwei Pferde gesattelt. Drei päpstliche Gendarmen, die Don Philippo beordert hatte, hielten am Tor, um uns zu begleiten. Zwei Pferdeführer mit dem kleinen Giovannino trugen unser Gepäck. So setzte sich die Karawane in Bewegung.

Ein schroffer Gebirgsweg, der mit jedem Miglio an romanischer Wildheit zunahm, führte uns abends in das reizende Tal von Trisulti.

Unterwegs war natürlich nur von Briganten und den Kämpfen die Rede, welche die Gendarmen oder die Franzosen mit ihnen ausfechten. Dabei ließen die Säulen des Kirchenstaats den Franzosen kein gutes Haar, was darin seinen Grund hat, daß letztere die Banden wirklich auftischen, sie angreifen, ihnen Proviant und Munition abschneiden — kurz ihre Pflicht tun, während die päpstlichen Truppen ganz im Geiste ihrer hohen Regierung, die in den Briganten eine Art Angriffswaffe gegen die Piemontesen erblickt, sich nur aus Notwehr zu ihrer Verfolgung anschicken. Die Briganten sind deshalb geschworene Feinde der Franzosen, während sie mit den päpstlichen Truppen auf dem besten Fuß stehen. Sie wurden sogar 1860 und 1861 im geheimen von der päpstlichen Regierung unterstützt. In Trisulti sowohl wie in Casamari waren die Depots ihrer Waffen, Uniformen und Munition; Tristani, Chiavone und die anderen Helden, die im Namen Franz II. das Brigantenhandwerk organisierten, gingen in Trisulti und Casamari ein und aus. Die Mönche waren ihre besten Freunde, und von jenen Klöstern aus wurden die Einfälle in das neapolitanische Gebiet gegen die piemontesischen Truppen organisiert.

Endlich machten Lavalette und Goyon dem Dinge ein Ende. Eine starke französische Besatzung wurde eines schönen Morgens nach Trisulti verlegt, unter dem Vorzeichen, das Kloster zu beschützen. Der eigentliche Grund war aber, die Verbindung der Mönche mit dem Brigantaggio zu verhindern. Im nahegelegenen Veroli, wo die französischen Spione eine geheime Brigantenbäckerei ausgetestet hatten, wurde dieser Backofen einer würdigeren Bestimmung zurückgegeben und alles verdächtige Gesindel verhaftet.

Damit hatte das romantisch-idyllische Stilleben des Brigantaggio auf dem Gebiet Seiner Heiligkeit vorderhand ein Ende. Die Hauptführer der Banden flüchteten ins Ausland, und alle die hohen Protektoren (unter ihnen auch einige fremde Legitimisten), die bis dahin aus Begeisterung für das ange-

stammte Recht Franz II. die Briganten geworben hatten, erhielten jetzt von Goyon und Montebello die freundliche Aufforderung, sich gefälligst mit dem Geschäft nicht weiter zu befassen.

Für diese Fahnen schwenker verflossener Ideale verbinden sich daher mit dem Namen Trisulti schöne Erinnerungen an eine Epoche, in der die europäischen Romantiker sich noch der Hoffnung der Wiederherstellung der Bourbons durch den Brigantaggio hinzugeben wagten. Inzwischen haben die spanischen Bourbons die neapolitanische Sache verlassen. Pio Nono ist mit dem Abgesandten des, halb im Bann stehenden, Viktor Emanuel in persönliche Verhandlung getreten, und Franz sitzt vereinsamt und gelangweilt in Albano. Das silberne Ehrenschild, welches die deutschen Hobereaux bei Sy & Wagner bestellt haben, wird wenig zu seiner Aufheiterung beitragen — die goldenen Tage der Hoffnung, in denen die Kartause in Trisulti eine so abenteuerliche Rolle spielte, werden nicht wiederkehren, und wenn heute der eine oder andere der Hauptdirektoren jenes Brigantendramas den Klosterhof von Trisulti wieder betritt, wird er sich einer gewissen Wehmut nicht erwehren können.

Bei Cartwright und mir war, als wir im Kloster eintrafen, von solchen Seufzern nicht die Rede: bei uns überwog der Hunger, und wir waren recht zufrieden, als der Padre procuratore des Klosters, Don Michele Duca, von dem Laienbruder, der die Küche zu besorgen hat, die Nachricht erhielt, das Souper sei fertig. Duca setzte sich zu uns, und während wir — mit Umgehung jeder Fleischspeise — das Mahl zu uns nahmen — Maccaroni, Omelette, Eier, Fruchttorten —, erzählte er uns die amüsantesten Geschichten aus der Epoche der Tristani und Chiavone.

An einer Wand des Speisesaals hängt dort das große Porträt Ferdinands II., des Königs „Bomba“ von Neapel, auf welches Duca, der selbst ein geborener Neapolitaner ist, be-

deutungsvoll, wie auf das Bild eines Heiligen, hinnies. Schließlich wurde er so gemütlich, daß er aus seinem faltigen weißen Gewande einen großen Schlüssel hervorholte und dem Laienbruder einige Worte zuflüsterte. Darauf erschienen drei geheimnisvolle Gläser auf dem Tisch. Zu ihnen gesellte sich bald eine Flasche Kirschwein, in dessen Fabrikation die Kartäuser exzellieren.

Erst gegen 10 Uhr trennten wir uns. Cartwright und ich bereiteten uns zu einem langen Schlafe vor. Duca durfte sich diesen Genuss nicht verschaffen; denn um Mitternacht versammeln sich alle Kartäuser in der Kirche, um dort bis 2 Uhr früh zu singen. Bald nach 6 Uhr müssen sie sich wieder zur Messe in der Kirche einfinden.

Um andern Morgen machten wir in dem paradiesischen Tal, welches das Kloster umsäumt, einen Spaziergang mit dem Leutnant des dort stationierten französischen Detachements. Sehr weit durften wir uns aber in seiner Begleitung nicht vom Kloster entfernen, um nicht irgendeinen Brigantenhaufen durch den Anblick der verhafteten Rothose heranzulocken. Er erzählte uns, daß erst im vorigen Monat ein französischer Priester, der von Trisulti nach Casamari wanderte, trotz 14 Mann Bedeckung, in San Nicola, das nur eine Stunde von Trisulti entfernt ist, von den Briganten angefallen worden sei. Ihre Zahl wäre so groß gewesen, daß die ganze französische Gesellschaft sich auf Trisulti hätte zurückziehen müssen.

Raum hatte er von diesem Vorfall erzählt, als ein zum Kloster gehöriger Hirt vom Gebirge herabgelaufen kam mit der Nachricht, daß in letzter Nacht neue zahlreiche Banden von Neapel her die Grenze überschritten hätten, und das Waldgebirge zwischen Trisulti und Casamari von Briganten wimmele.

Hätten wir alle diese Geschichten aus glaubhaftem Munde in Rom gehört, so würden wir vielleicht die Tour nicht unternommen haben. In Trisulti selbst, angesichts der Briganten, nahmen sie sich aber komischer Weise gar nicht so furchtbar

aus. Man durfte den Herren eben nicht mit Franzosen entgegengehen, sondern mit päpstlichen Gendarmen. Es gehörte also keineswegs viel Heldenmut dazu, wenn wir trotz aller dieser Nachrichten aufbrachen, um auf dem schönen Gebirgswege nach Casamari den Ritt fortzuführen.

Padre Duca überreichte uns beim Abschied einen Empfehlungsbrief an den Padre Michelangelo Galluzi, den Prior des Klosters in Casamari. Dies menschenfreundliche Document war nicht versiegelt, und Duca riet mir dringend, es offen in meiner Tasche zu tragen. Denn falls die Briganten uns molestieren sollten, wäre es gut, wenn ich ihnen sofort das Schreiben zeigen könnte. Daraus würden sie ersehen, daß wir nicht Franzosen, sondern Deutsche seien. Die Bemerkung war sehr naiv. In solchem Falle würden also die Gendarmen, Gewehr bei Fuß, nichts gegen die Briganten unternommen, sondern sich auf den Schreibebrief Ducas verlassen haben. Dazu brauchten wir eigentlich die bewaffnete Macht nicht mitzunehmen. Doch sie war nun einmal da, und um 1 Uhr brachen wir mit ihr und den drei Gepäckträgern auf.

Unser nächstes Ziel war San Nicola — ein kleines ärmliches Dörfchen, von Trifulti aus deutlich zu sehen — doch durch eine so tiefe Schlucht vom Kloster getrennt, daß wir dort erst nach einer Stunde anlangten. Von San Nicola geht der Weg durch schönen Wiesengrund, an dessen linker Seite sich über die Höhen der Wald (Macchia) hinzieht, von dessen schrecklichen Räubern uns der Hirte so viel vorgestöhnt hatte.

Wir mochten etwa eine halbe Stunde geritten sein, als unsere Gendarmen plötzlich anhielten und aufmerksam ein menschliches Wesen beobachteten, welches sich an dem etwa eine Viertelstunde von uns entfernten Saum des Waldgebirges bewegte. „C'è una sentinella dei briganti!“ Nachdem wir dieses interessante Faktum festgestellt hatten, zogen wir unbekümmert des Weges weiter. Der Vorposten war in der Waldkulisse verschwunden.

Wenige Minuten später fiel ein Schuß hoch oben auf der Spitze des Gebirges, gleich darauf erhob sich an verschiedenen Stellen der Macchia ein Summen und Schreien, das mehrere Minuten andauerte, und nur von zahlreichen Menschen herührren konnte. Die Ursache war folgende: der Vorposten war zurückgeeilt, um die nächsten Kollegen vom Nahen der Reisenden und päpstlichen Gendarmen zu unterrichten. Diese Mitteilung war binnen 10 Minuten durch die Vorpostentette bis ins Hauptquartier hoch oben auf der Spitze des Gebirges gelangt. Der Schuß war das Signal und sollte die verschiedenen Banden warnen. Unseren drei Gendarmen konnte ja schließlich eine größere Waffenmacht folgen — und nun waren alle die Sampas, Fradiavolos, Rinaldo Rinaldinis, und wie sie sonst heißen mögen, plötzlich in hellster Aufregung, was bei solchen Operntenören und Barytons natürlich nicht ohne stimmliche Anstrengung, die wir in der Ferne gehört, abgehen konnte.

Inzwischen setzten wir unsren Weg fort; bald hatten die Briganten nichts mehr von uns zu befürchten.

Um 6 Uhr abends trafen wir in Casamari ein, einem Bau aus dem dreizehnten Jahrhundert. Neben der Kirche liegt ein schön gewölbter Konventsaal.

In dem Prior, Galluzzi mit Namen, fanden wir einen rüstigen Greis von siebzig Jahren, der uns aufs freundlichste aufnahm und rührend um Entschuldigung bat, wenn wir hier nicht alles so elegant und reich fänden wie in Trisulti. Denn die Piemontesen hätten vor einigen Jahren schrecklich in Casamari gehaust und das ganze Kloster geplündert, weil es „aus reiner Nächstenliebe“ den Briganten Unterstützung gewährt habe.

Das Kloster ist eine Trappistenstiftung, die Tracht die der Kartäuser: lange, weiße, wallende Gewänder, kahlgeschorener Kopf, die Bärte möglichst lang. In der Nahrungsweise sind die Trappisten weniger streng als die Kartäuser. Letztere dürfen weder Fleisch noch Geflügel essen, nur Fisch und Kricketen, weil diese sich ausschließlich von Fischen nähren, ferner

Eier, Mehlspeisen, gebackene Frösche, Schildkröten usw. Nicht einmal in Krankheitsfällen dürfen die Kartäuser Bouillon genießen. Das aber darf, wie Pater Galluzzi triumphierend hervorhob, der Trappist. Wird dieser krank, so bekommt er kräftige Suppen. Bekanntlich dürfen die Trappisten nur eine Stunde nach dem Pranzo und nach der Cena miteinander reden, natürlich — wie Galluzzi hervorhob — nur geistliche Unterhaltungen. Den ganzen übrigen Tag tiefes Schweigen — es sei denn, daß Geschäfte sie zum Sprechen nötigen, wie z. B. Galluzzi selbst eine große Redseligkeit entwickelte, weil er uns die Honneurs des Klosters machen mußte.

Nach dem Ave-Maria versammelten sich die Mönche — etwa dreißig an der Zahl — im Konventsaal, wo eine Predigt vorgelesen wurde. Dann, gegen $7\frac{1}{2}$ Uhr, zogen sie in die Kirche, deren matte Erleuchtung durch vier Lampen wundersam wirkte. Gespensterhaft setzten sich alle diese weißen Gestalten im Halbkreis um den Chor und stimmten das Complet an, eine Litanei, die am Schluß des Tages gesungen wird.

Leise verhallt der Gesang.

Plötzlich tritt ein Mönch in die Mitte der Kirche, zieht an einem Glockenstrang, und unter lautloser Stille der Anwesenden dröhnen dreimal drei Glockenschläge dumpf durch den düsteren Raum. Dann kehrt die geisterhafte Stille zurück... am Hochaltar werden zwei Kerzen entzündet. Brausender Orgelklang erschallt, die Mönche stimmen das „Salvam fac reginam“, den Lobgesang der Madonna, an.

Nachdem die letzten Töne in den Wölbungen der Kirche verhallt sind, gehen die Mönche in ihre Zellen, um zu schlafen. Gegen 2 Uhr früh müssen sie wieder auf sein, um in der Kirche die Matutinen zu singen, die bis 4 Uhr dauern. Um 5 Uhr ist dann die Frühmesse.

Als wir spät abends durch die Korridore schritten, an deren Seite sich die Zellen der Mönche befinden, standen alle Türen halb offen. Der Trappist darf nicht bei geschlossener Tür

Nicht
ouillon
hierend
nmt er
ur eine
inander
geistliche
eigen-
en, wie
weil er

— etwa
igt vor
Kirche,
wirkte.
n Halb-
Litanei,

he, zieht
der An-
urch den
urld...
aufender
en fac re-

r Kirche
schlafen.
er Kirche
n 5 Uhr

an deren
le Türen
ner Türt

schlafen, letztere muß halb offen stehen, damit der Prior jeden Augenblick zu ihm kommen kann. Ist die Tür geschlossen, so kommt Bruder Trappist in Strafe.

Dienstag früh 7 Uhr ritten wir ab. Galluzzi hielt uns noch eine kleine politische Rede über das Glück der preußisch-österreichischen Allianz, die er als eine wahre Providenza für Europa bezeichnete.

In Alatri besichtigten wir die prachtvollen Zyklopenmauern, die, nach Cartwrights Ansicht, den Vergleich mit der Schatzkammer des Atreus in Griechenland aushalten. Dann Diner beim Governatore, abends 6 Uhr in Rom. Dort erfuhren wir, daß Pio Nono am 13. zur Stadt gezogen ist. Es soll ihm wieder einmal nicht gut gehen.

Rom, 27. Oktober 1865.

So ruhig der Sommer war, so geschäftig ist der Herbst eingetreten. Man fühlt sich hier einmal wieder in der Nähe einer großen Weltkrise, die ganz fabelhaft interessant ist, aber sehr gründlich studiert sein will, und daher die ganze Zeit in Anspruch nimmt.

Der Sturz Mérodes ist höchst dramatisch. Sechs Jahre hat der alte, gute Antonelli daran gearbeitet, um diesen belgischen Günstling des Papstes aus dem Sattel zu heben. Er widerstand immer und spielte Seiner Eminenz sogar den Streich, ihm seinen Vertrauten, Herrn Fausti, polizeilich abholen und einsperren zu lassen, weil derselbe Hochverrat getrieben haben sollte. Jetzt endlich hat die Stunde geschlagen. Mérode ist beim Papst angeschwärzt, hat Schulden gemacht, die er nicht sofort bezahlen konnte — und vor 14 Tagen ist Antonelli im Auftrage Seiner Heiligkeit zu ihm gefahren, um ihm den Wunsch des Papstes auszudrücken, daß er seinen Abschied nehmen und auf Reisen gehen möge, um seine Gesundheit wiederherzustellen. Das muß eine höchst pikante, dramatische, pittoreske Szene gewesen sein: der vornehm kalte, pomposé

Antonelli (mit der Glut der Vendetta im Innern) Don Mérode gegenüber, um diesem Feinde, der ihn sechs Jahre gequält, sein Todesurteil vorzulesen.

Auf solches Geschäft wollte aber Mérode sich nicht ohne weiteres einlassen. Er sagte: „Ich gehe nicht freiwillig; will der Papst sich meiner entledigen, so mag er mir Entlassung schicken, aber um Abschied bitten — das tue ich nicht.“ Auf diese Art hielt er Antonelli und Rom acht Tage hindurch in Atem. Man fürchtete, daß inzwischen die alte Zuneigung des Papstes wieder zum Durchbruch kommen könne. Genug, die Spannung war sehr groß. Wenn die Journale schon am 16. Oktober ihn als „entlassen“ bezeichnen, so haben sie sich alle geirrt. Die Entlassung ist erst heute vor acht Tagen, am 20. Oktober, abends 9 Uhr, erfolgt. Denn der Papst ist nicht weich geworden, hingegen von Antonelli gehörig bearbeitet und geheizt. Am 22. hat Mérode das Kriegsministerium verlassen und ist in die Gemächer übergesiedelt, über die er als Domherr von St. Peter und Cameriere segreto des Papstes im Vatikan verfügen kann.

Das ist wieder eins der Ereignisse, die man im Vatikan vor drei bis vier Monaten für unmöglich hielt. Jetzt aber fühlen die Herren doch die Krisis herannahen. Die Franzosen ziehen ab; das hat Sartiges ihnen zu deutlich gesagt: „La Convention sera exécutée jusqu'à la dernière lettre.“ Jetzt glauben sie es allmählich. In einem verhängnisvollen Moment aber einen Mann wie Mérode zum Mitarbeiter haben, der leidenschaftlich, planlos und voller Vorurteile ist, das wollte Antonelli nicht länger. Mérode wäre imstande gewesen und hätte mit seinen 8000 Schlüsselsoldaten einen Weltkandal angefangen, nicht aus Heroismus, sondern aus Tollheit. Also — er mußte fallen, und Antonelli steht als Sieger da, der nun, da der Gegner zu Boden geworfen, nur von den Verdiensten spricht, die jener sich um den Heiligen Stuhl erworben. —

Vier Wochen hindurch war Delbrück (ein sehr interessanter Mensch) und Stolberg hier. Letzterer hatte das Schild für Franz II. gebracht. Mit beiden war ich sehr viel zusammen.

Arnim ist noch immer nicht zurück, und deshalb haben mich die obigen Geschichten doppelt beschäftigt.

Nach Arnims Rückkehr werde ich wohl meinerseits an Urlaub denken.